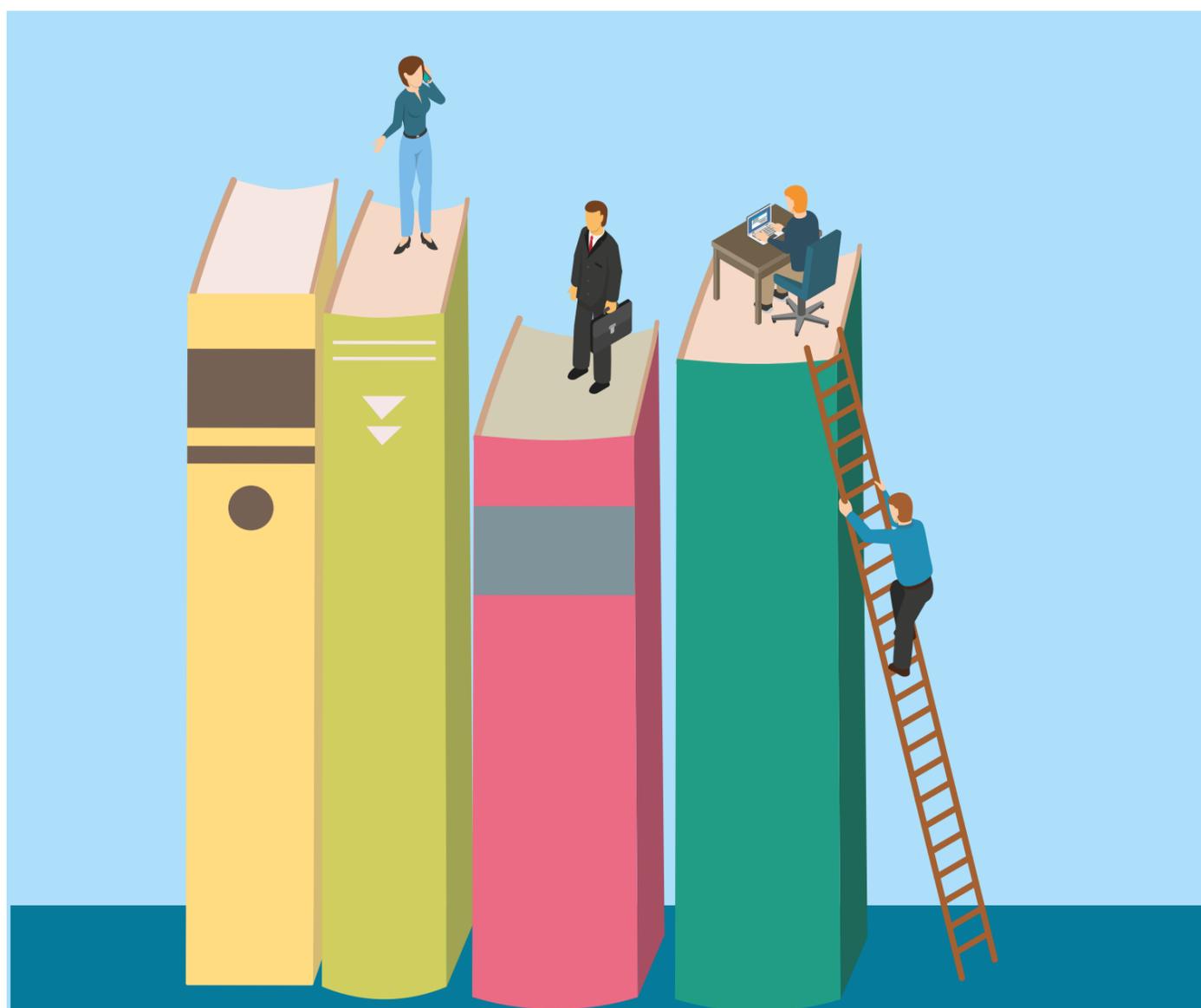


h

01 / 2019

INFO

HOTTINGEN WIRTSCHAFTSGYMNASIUM
HANDELS- UND INFORMATIKMITTELSCHULE



Von der Schule ins (Berufs-)Leben

*Handels- und Informatikmittelschule
im Fokus*

EDITORIAL
INTERVIEW
KONTAKTSEMINAR
REPORTAGE PRAKTIKUM

SEITE 2
SEITEN 4-5
SEITEN 6-7
SEITEN 8-9

Forum KSH / Seiten 12-13

Unser Strafsystem unter der Lupe

Sprachbetrachtung / Seite 14

Ringelreihe statt Rechtschreibung?

Aus dem Deutschunterricht / Seite 15

Das Spiel mit den Erwartungen

Sprachaufenthalt / Seite 17

Language Stay in Perth

Kolumne / Seite 20

Im Fettnäpfchen

TERMINE

21 / 5 / 2019

Jahreskonzert

12 / 6 / 2019

Wirtschaftsfrühstück

14 / 6 / 2019

Homecoming-Day

11 / 7 / 2019

Maturitätsfeier

HOTTINGEN IST DIE
KANTONSSCHULE FÜR
WIRTSCHAFT UND RECHT
MIT INNOVATIVEM
UND PRAXISBEZOGENEM
BILDUNGSANGEBOT IM
RAUM ZÜRICH.

Von der Schule ins (Berufs-)Leben

Liebe Leserin,
lieber Leser

VON SANDRA NUSSBAUMER

Kurz vor Weihnachten bin ich an der Tramstation am Zürcher Hauptbahnhof einem ehemaligen HMS-Schüler begegnet, der derzeit sein Praktikum bei einer angesehenen Privatbank absolviert. Er war mit seiner Vorgesetzten unterwegs zu einem Geschäftsessen mit Kunden. Ich habe ihn als lebhaften Schüler in Erinnerung, immer einen flotten Spruch auf den Lippen, nie um eine Ausrede verlegen, aus Lehrerperspektive allerdings ein bisschen zu sehr zum Minimalismus neigend. Unser Verhältnis jedoch war stets ein herzliches gewesen. Und so war auch diese Begegnung. Doch im Gegensatz zu früher beeindruckten mich sein Auftreten, die Seriosität, die er ausstrahlte, der gepflegte Smalltalk, die ausgesuchte Höflichkeit, ja die Eloquenz, mit der er Konversation machte. Unglaublich, welche Wandlung innert weniger Monate möglich ist!

Wir haben dieses Heft der Handels- und der Informatikmittelschule gewidmet. Man kann sich ja manchmal des Eindrucks nicht erwehren, dass diese beiden Schultypen in der gesellschaftlichen Wahrnehmung gegenüber dem Gymnasium als minderwertig angesehen werden, gelten die gymnasiale Matur und ein universitäres Hochschulstudium doch immer noch als Königsweg. Zu Unrecht, wie wir finden. Nach Abschluss von drei Jahren Schule, einem Praktikumsjahr und mit Erwerb der Berufsmaturität stehen den Schülerinnen und Schülern der HMS und IMS nämlich alle Türen offen. Und sie verfügen – anders als die Maturanden – bereits über Berufserfahrung.

Der Schritt ins Berufsleben beginnt Anfang des dritten Schuljahres mit dem Kontaktseminar, einem Begegnungstag für Schülerinnen und Schüler sowie Praktikumsfirmen. Im Beitrag über diesen Anlass lassen wir neben den Jugendlichen auch Vertreterinnen und Vertreter verschiedener Firmen zu Wort kommen. Für die Reportage über das Praktikumsjahr haben wir letzten Herbst zwei ehemalige Schüler an ihrem Arbeitsort besucht und mit ihnen über ihren Arbeitsalltag, die Schule und ihre Zukunft gesprochen. Die beiden Porträts zeigen nicht Jugendliche, sondern junge Erwachsene, die mitten im (Berufs-)Leben stehen. Das Interview, in dem wir mit ehemaligen Schülerinnen oder Schülern sprechen, die eine aussergewöhnliche berufliche Laufbahn eingeschlagen haben, haben wir dieses Mal mit dem HMS-Absolventen Nicolas Herzig geführt. Nico ist unter dem Namen «Loco Escrito» als Latin-Pop-Künstler äusserst erfolgreich. Gerade hat er bei den Swiss Music Awards den Preis für den besten Hit gewonnen und ist nun dabei, den internationalen Markt zu erobern.

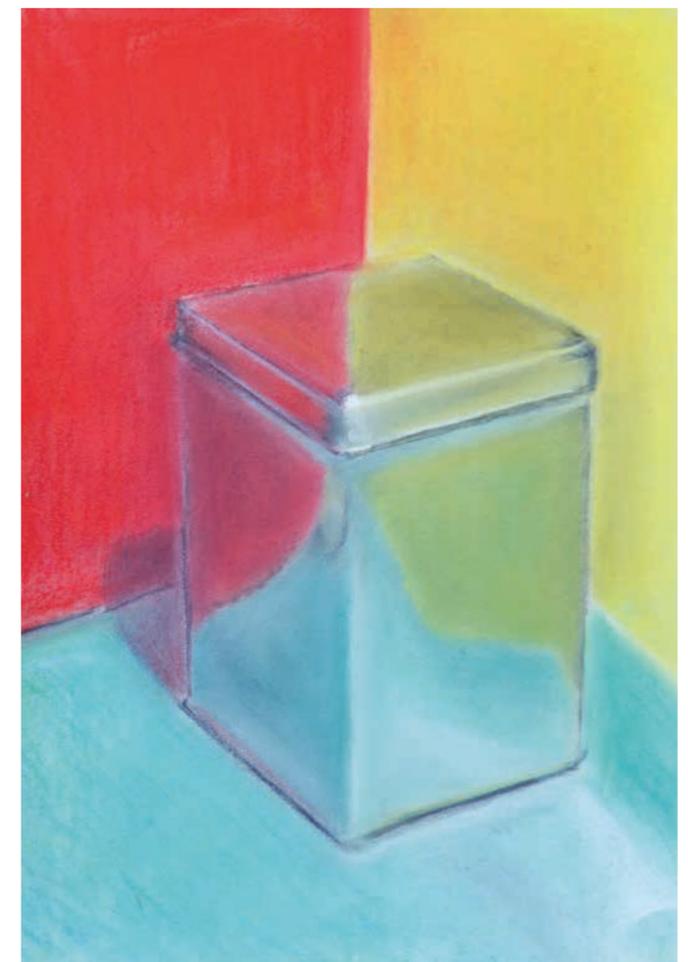
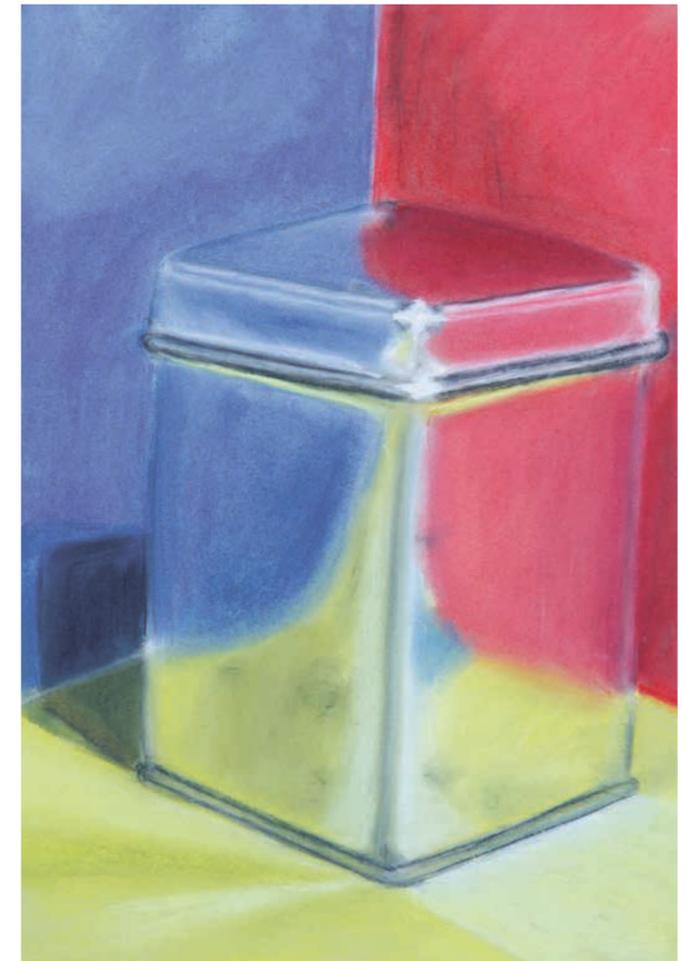
In dieser Ausgabe führen wir ausserdem eine neue Rubrik ein: Sprachbetrachtung. Abwechselnd werden Deutsch- und Fremdsprachlehrpersonen über verschiedene Aspekte von Sprache und Sprachgebrauch nachdenken.

Besagten Schüler werde ich hoffentlich am Homecoming-Day Mitte Juni wiedersehen – damit sei hier schon einmal die Werbetrommel gerührt –, spätestens aber an der Berufsmaturitätsfeier vor den Sommerferien. Und ich freue mich bereits jetzt auf ein angeregtes Gespräch mit interessanten Einblicken, bemerkenswerten Gedanken, kritischen Überlegungen, geistreichen Sprüchen und unterhaltsamen Anekdoten. Und genau das wünsche ich Ihnen für die Lektüre dieses Heftes.

•



Redaktion
Bild oben: Sandra Nussbaumer
Bild unten: Barbara Ingold



Aus der Serie
«Materialität und Stofflichkeit»
Spiegelungen darstellen
mit Pastellkreiden, G2-Klassen

Die ganze Welt erobern

Seine Hits werden derzeit im Radio rauf und runter gespielt. Der ehemalige HMS-Absolvent Nicolas Herzig alias «Loco Escrito» über seinen musikalischen Erfolg, seine Familie und die gesellschaftlichen Herausforderungen unserer Zeit.

Und welche Rolle spielt das Talent?

Talent haben viele. Aber das reicht oft nicht aus. Der Schlüssel zum Erfolg ist tatsächlich die harte Arbeit. Ich erlebe es immer wieder, dass Leute auf mich zukommen und mir sagen, sie wollten genau das Gleiche machen wie ich, das sei ihr Traum und ich ihr Vorbild. Wenn ich sie frage, was sie heute schon dafür gemacht hätten, antworten sie: «Ach, heute hatte ich keine Zeit, weil ...» und schieben irgendeine Erklärung nach. So wird das natürlich nichts. Man muss bereit sein, alles für seinen Traum zu geben. Wirklich alles. Anders geht es nicht.

«MAN MUSS ALLES FÜR SEINEN TRAUM GEBEN. WIRKLICH ALLES.»

VON SANDRA NUSSBAUMER

Sie sind einer unserer prominentesten Interviewpartner. Als «Loco Escrito» stürmen Sie derzeit die Schweizer Charts, haben den Swiss Music Award für den «besten Hit» gewonnen, und auf Youtube werden Ihre Songs millionenfach angeklickt. Wie schafft man das?

Es braucht in erster Linie viel harte Arbeit und einen enormen Durchhaltewillen. Auch ohne ein gutes Team ist ein solcher Erfolg nicht möglich. Ich habe grosses Glück, von grossartigen Leuten umgeben zu sein. Meine engsten Mitarbeiter sind schon seit meiner Jugend an meiner Seite. Ausserdem sollte man sich bewusst sein, was man verkörpern möchte. Das Image ist zentral. Ich bin überzeugt, dass man sich selber sein muss. Authentizität ist in diesem Business immens wichtig – und verkauft sich gut.

Warum haben Sie eigentlich die HMS absolviert?

Ganz ehrlich? Wegen der 13 Wochen Ferien. Denn die habe ich immer in die Musik investiert. Das ging sogar so weit, dass meine Eltern in die Ferien fuhren und ich zuhause blieb, weil wir irgendeinen Gig hatten, in der «Rampe» in Bubikon oder in der «Kulturfabrik» in Wetzikon.

Der musikalische Erfolg war ja nicht von Anfang an da.

Nein, überhaupt nicht. Ich musste lange «unten durch». Allerdings weiss ich, seit ich etwa 14 Jahre alt bin, was ich im Leben machen will, nämlich Musik. Dieses Ziel vor Augen zu haben, hat mir immer geholfen, auch in schwierigeren Zeiten.

«ICH WILL DER GRÖSSTE LATIN-KÜNSTLER WERDEN.»

Und wenn es nicht geklappt hätte?

Das mag jetzt eingebildet klingen, aber ich wusste immer, dass es klappen würde, dass ich irgendwann da sein würde, wo ich jetzt bin. Und ich weiss auch jetzt, dass mein Weg noch weiter geht, dass das noch nicht alles war.

Aha ...

Ja, ich will der grösste Künstler im Latin-Bereich werden.

Sie machen Latin-Pop mit Reggaeton-Elementen. Angefangen haben Sie allerdings mit einer anderen Musikrichtung.

Das stimmt. In meiner Jugend war ich Teil einer Rap-Gruppe. Als es mit «Los Diablos Del Cielo» zu Ende ging, war das für mich eine Befreiung. Ich wollte Musik machen, die aus meinem Herzen kommt: positiv und lebensbejahend. Als halber Kolumbianer hab ich das ja gewissermassen im Blut. (Lacht.)

Wie sieht Ihr Arbeitsalltag aus?

Meistens weckt mich meine kleine Tochter. Sie ist an vier Tagen pro Woche bei mir. Dann spielen wir ein bisschen, machen uns einen Tee, frühstücken. Diese Tage sind natürlich sehr stark durch sie bestimmt. Wenn sie für sich spielt, nehme ich mir jeweils etwa eineinhalb Stunden Zeit, um Anrufe, Mails und Ähnliches zu erledigen. Nachdem ich sie ins Bett gebracht habe, arbeite ich noch einmal bis spät in die Nacht.

Und an den anderen Tagen?

Oft nehme ich an den Tagen, an denen meine Tochter nicht bei mir ist, Termine wahr, führe Besprechungen, gebe Interviews. Im Grunde genommen habe ich keinen freien Tag. Es gibt immer etwas zu tun. Das kennt wahrscheinlich jeder, der selbstständig ist.

Das klingt wenig aufregend ...

Natürlich lebe ich als Musiker für den Moment auf der Bühne und für denjenigen im Studio. Dazwischen gibt es aber auch viele Dinge, die ich nicht so gerne mache. Nachher muss ich beispielsweise die Budgetplanung für Kolumbien machen. Da werden wir für ein paar Wochen auf Promotour gehen. Mein mittelfristiges Ziel ist ja, auf dem südamerikanischen Markt Fuss zu fassen.

Stehen Sie von Sony Music Schweiz unter Druck, immer neue Hits zu liefern?

Es ist eher umgekehrt. Mein Team und ich haben so viele Ideen und diverse Hits in petto, aber Sony kommt einfach nicht nach. (Lacht.) Ich will etwas erreichen, auch weltweit. Deshalb bin ich sehr fordernd. Und schliesslich trage ich ja auch die Verantwortung für mein Team: Fabio und Nick, die das Management und das Booking machen, das Team in Kolumbien, ein paar Leute in Portugal.

Wann texten und komponieren Sie?

Meist geschieht das im Auto, weil ich dann alleine bin und Zeit für mich habe. Aber ich kann eigentlich immer Musik machen. Es gibt keine fixen Zeiten. Kürzlich kam mir morgens um 3 Uhr eine riesige Idee. Eigentlich hatte ich ins Bett gewollt, doch dann habe ich noch bis 5 Uhr gearbeitet. Beim Komponieren gibt es manchmal diese magischen Momente.

Und das lässt sich mit dem Familienleben vereinbaren?

Es muss! Ich bin ein Familienmensch durch und durch. Meine Tochter ist das Wichtigste auf der Welt. Ich will für sie da sein, ihr ein Vorbild sein, ihr meine Werte vermitteln. Auch die Beziehung zu meiner Mutter ist sehr eng. Sie unterstützt mich sehr. Irgendwann will ich ihr ein Haus kaufen.

Ihre Tochter ist drei Jahre alt: Weiss sie, was Sie beruflich machen?

So ganz begreift sie es wohl nicht. Dafür ist sie noch zu jung.



Nicolas Herzig, «Loco Escrito», Photo: Christoph Köstlin, Sony Music Switzerland

Was ist Ihnen bei der Erziehung Ihrer Tochter wichtig?

Ich verbringe so viel Zeit wie möglich mit meiner Tochter, aber ich bin ein relativ strenger Vater. Wir haben beispielsweise keinen Fernseher, sie darf nichts schauen, auch nicht auf dem Handy oder dem iPad. Ich will sie nicht ruhigstellen. Wenn ich koche, hilft sie mit, auch wenn die Küche nachher aussieht, als hätte eine Bombe eingeschlagen. Sie bekommt keine Geschenke – ausser an Weihnachten und zum Geburtstag. Die Aufgabe der Eltern ist nicht, das Kind zu verwöhnen, sondern es auf das Leben vorzubereiten, sodass es mit 18 Jahren auf eigenen Füssen stehen kann. Liebe bedeutet nicht nur Sanftheit und Zärtlichkeit, sondern auch Strenge und Konsequenz. Als ich meiner Tochter den Nuggi abgewöhnte, war das zwei Tage lang ziemlich anstrengend, aber dann war die Sache gegessen. So etwas muss man aushalten. Ich stelle jedoch fest, dass viele das nicht können. Die Leute sind sehr bequem geworden. Wir sind zu einer Samt-

handschuhe-Gesellschaft verkommen. Das führt zu psychischen Unsicherheiten.

«WIR LEBEN IN EINER SAMTHANDSCHUHE-GESELLSCHAFT.»

Wie meinen Sie das?

Es gibt heute in der Schweiz so viele junge Menschen, die überfordert sind mit sich und der Welt, mit all den Möglichkeiten, und die psychische Probleme haben. Die meisten haben nie gelernt, auf sich selbst zu hören und herauszufinden, was sie wirklich wollen, weil das immer für sie entschieden wurde. Frühförderung – das ist eines der schlimmsten Wörter! Man kann Kinder nicht fördern, man kann sie nur unterstützen. Andererseits werden Kindern keine Grenzen mehr gesetzt. Sie dürfen alles. Das ist nicht gut.

Inwiefern ist das problematisch für die Gesellschaft?

Wenn ich die Schweiz mit Kolumbien vergleiche, sehe ich grosse Unterschiede. Klar, die meisten Menschen in Kolumbien sind weniger wohlhabend als die Menschen hier. Dennoch sind sie zufriedener, glücklicher. Sie haben einen starken Willen, sind bereit, für ihr Ziel hart zu arbeiten – wirklich hart –, können aber auch Rückschläge einstecken und wieder aufstehen, wenn sie hingefallen sind. Es ist doch paradox: In der Schweiz haben wir alle Möglichkeiten der Welt. Der Schweizer Pass ist quasi eine Lebensversicherung. Es geht uns so gut, uns kann nichts passieren. Und wenn doch, schaut der Staat, dass nichts passiert. Dennoch wirkt sich das negativ auf den Menschen aus, auf seine Psyche, seine Motivation, seinen Willen. Meiner Meinung nach ist das momentan die grösste Herausforderung unserer Gesellschaft.

Was müsste man tun?

Der Mensch muss sich wieder mehr auf sich selber verlassen, ehrlich zu sich sein und

mutig, sich nicht so rasch verunsichern, von Oberflächlichkeiten blenden und verführen lassen. Man muss sich immer fragen: Was will ich? Warum will ich das? Will ich das also wirklich? Das ist nicht einfach, aber das ist unsere Aufgabe. Eltern müssen ihre Verantwortung als Eltern wahrnehmen. Sie sind zuständig für die Erziehung ihrer Kinder,

«AUFGABE DER ELTERN IST ES, IHRE KINDER AUF DAS LEBEN VORZUBEREITEN.»

nicht die Schule. Und für Jugendliche ist es wichtig, dass sie einem Hobby nachgehen, das sie gerne machen, das sie stärkt und ihnen Vertrauen gibt. Social Media kann diese Aufgabe nicht übernehmen.

Seit 20 Jahren ein Erfolgsmodell

Kontaktseminar vom 6. September 2018

VON STEPHAN AMSTUTZ

Was vor rund 20 Jahren mit einer Handvoll Unternehmen im kleinen Rahmen startete, ist heute zu einer sehr erfolgreichen Grossveranstaltung mit gegen 50 namhaften Unternehmen und Organisationen gewachsen: das Kontaktseminar an der Kanti Hottingen. Der Hauptzweck damals wie auch heute besteht im Zusammenführen von interessierten Praktikumsarbeitgebern und motivierten Schülerinnen und Schülern des Abschlussjahrgangs der Handels- und Informatikmittelschule der Kantonsschulen Büelrain, Enge und Hottingen. Der abwechslungsreiche Tag setzt sich aus verschiedenen Elementen zusammen: Präsentationen der Arbeitgeber, unternehmensindividuelle Marktstände (an denen bspw. erste persönliche Kontakte geknüpft werden können), ein Referat einer ehemaligen Praktikantin / eines ehemaligen Praktikanten sowie spannende Podiumsdiskussionen zu den Themen «schriftliche Bewerbung», «Vorstellungsgespräch» und «Arbeitsalltag».

Das Kontaktseminar ist quasi ein Stelldichein der Schweizer Wirtschaft. Ein stimmiger Branchenmix sorgt jeweils für eine von den SuS sehr geschätzte Vielfalt. Von Werbeagenturen über Softwarehäuser, Finanzinstituten und Anwaltskanzleien bis hin zur öffentlichen Verwaltung und der Nationalbank ist alles vertreten. Die Veranstaltung bietet einen spannenden Mix aus Grossbetrieben und KMUs sowie langjährigen Gästen (einige Unternehmen sind seit dem ersten Kontaktseminar mit von der Partie) und neuen Unternehmen. Eines ist sicher: Nach dem Kontaktseminar hat jede und jeder ihre/ seine «Wunschstelle» entdeckt – und mit den Tipps, die man während des ganzen Tags

erhält, ist man für die Bewerbungsphase auch bestens gerüstet. Umrahmt wird dieser Tag von mehreren kulinarischen Köstlichkeiten, so bspw. von der traditionellen Kuchenpause (jede KSH-Schülerin und -Schüler bringt einen selbstgebackenen Kuchen mit) und dem gemeinsamen Mittagessen aller Arbeitgeber und teilnehmenden SuS.

Organisatorisch ist dieser Grossanlass jeweils nur dank einer perfekten Planung und durch echte Teamarbeit realisierbar. Engagierte Lehrpersonen, fleissige Helfer im Hintergrund (Hausdienst, Informatik, Sekretariat) sowie die Schulleitung stemmen gemeinsam diesen wichtigen Tag. Die Kanti Hottingen ist nicht nur, aber sicher auch dank dieses Kontaktseminars in der Wahrnehmung der Wirtschaft zu einer erstklassigen Adresse geworden. Unternehmensvertreter sind jeweils immer wieder ob der Professionalität dieses Anlasses beeindruckt. Sie verbinden damit ganz automatisch die HMS und IMS sowie das Praktikumjahr und letztlich auch unsere Schule. Ein nicht zu unterschätzender Vorteil für unsere SuS bei der Stellensuche.



«Bis zum Kontaktseminar hatte ich mir noch nicht viele Gedanken gemacht, wer mein zukünftiger Arbeitgeber sein soll. Daher fand ich es grossartig, einen ersten gemeinsamen Schritt mit der Schule in die «Arbeitswelt» zu wagen. Dass die Firmen dabei grosses Interesse an uns Schülerinnen Schülern zeigten, hat mich sehr gefreut. Ich bin nicht der Einzige, wenn ich sage, dass mir die Firma «Aroma» besonders gut gefallen hat. Mit einem packenden Werbefilm in der Präsentation und der Vorstellung einer spannenden Unternehmenstätigkeit wurden alle Schüler und Schülerinnen im Klassenzimmer spürbar mit dem «Aroma»-Fieber angesteckt. Deshalb werde ich mich bei «Aroma», aber auch bei der «Swiss Re», der «UBS», der Stadt Zürich und der «Swisscom» bewerben. Insgesamt hat das Kontaktseminar uns die nötige Sicherheit gegeben, den Bewerbungsprozess in Angriff zu nehmen. Man kann es auch als Startschuss in das nächste Kapitel des Lebens betrachten.»

Jannis Frey, H3c



«Der Tag war anregend und informativ. Ich habe die Podiumsdiskussion am Nachmittag sehr genossen. Die Informationen zu Bewerbung und Bewerbungsgesprächen sowie zum Arbeitsalltag haben die des Morgens ergänzt und haben meine Befürchtungen für das Praktikum etwas verringert. Zusätzlich war es hilfreich, dass diejenigen Personen, die auch über die Bewerbungen entscheiden werden, Tipps gaben. Später bei den persönlichen Gesprächen traf ich auf viel Wohlwollen und konnte in aller Ruhe meine Fragen stellen und mich präsentieren. So habe ich einen direkten Eindruck gewinnen können und wertvolle Rückmeldungen erhalten.»

Noemi Debellis, H3a



«Bevor ich das Kontaktseminar besucht habe, war mir klar, dass ich das Praktikum bei einer grossen Bank machen würde. Jedoch habe ich bei den Präsentationen der Firmen viele sympathische, kleinere Unternehmen kennengelernt, bei denen zu arbeiten ich mir nun auch gut vorstellen könnte. Mir hat besonders gefallen, dass wir mit den Angestellten der Firmen persönliche Gespräche führen durften. So konnte ich offene Fragen klären, mehr über die Firma herausfinden und selbst einen ersten Eindruck hinterlassen.»

Lea Keller, I3b



«Das Kontaktseminar hat mir sehr geholfen, ein besseres Bild von der Arbeitswelt zu bekommen. Ich habe interessante Firmen kennengelernt und spannende Gespräche geführt. An der Podiumsdiskussion am Nachmittag konnte ich viele Inputs mitnehmen, die ich in meine Bewerbung einfließen lassen werde. Ich weiss jetzt, wie ich meine Bewerbung verbessern kann, um sie von der Masse abzuheben. Und all die Hinweise zum Vorstellungsgespräch empfand ich ebenfalls als sehr hilfreich. Vieles war mir – und wahrscheinlich auch einigen anderen – vorher nicht so klar.»

Maximilian Zihlmann, H3c



«Das Kontaktseminar half mir, einen Einblick in das praktische Berufsleben eines Informatikers zu gewinnen, und bot mir die Gelegenheit, mit den Firmen, die mich interessieren, in Kontakt zu kommen. Auch von den praktischen Tipps für das Bewerbungsschreiben und den Hinweisen zum Vorstellungsgespräch während der Podiumsdiskussion konnte ich viel mitnehmen. Weil ich Weiterbildungen für einen wichtigen Teil meiner Zukunft halte, interessierten mich die Praktikumsstellen der Hochschulen am meisten. Wenn alles klappt, könnte ich meine eigene Weiterbildung nahtlos an das Praktikum anschliessen. Ich kann nur hoffen, die Kanti Hottingen hält ihren Schülerinnen und Schülern diese Möglichkeit des Kontaktseminars weiterhin offen, und wünsche, dass das nächste Jahr noch mehr Unternehmen teilnehmen werden.»

Björn Müller, I3a



«Am Anfang steht immer etwas der Respekt in den Augen der Schülerinnen und Schüler geschrieben. Wer macht den ersten Schritt und tritt an einen Tisch und somit in den Kontakt mit seinem potentiellen zukünftigen Arbeitgeber? Der angesprochene Respekt ist verständlich – handelt es sich doch um einen sehr grossen Schritt. Ist dieser aber erst einmal geschafft, finden wir jedes Jahr sehr offene Schülerinnen und Schüler, die auch wirklich Fragen stellen, die sie interessieren. Wir haben aufgrund unserer Erfahrungen entschieden, neu nicht nur IMS-, sondern auch HMS-Praktikantinnen und -Praktikanten einzustellen. Spannend an diesen jungen Menschen finde ich, dass sie schon etwas älter sind und mit einem breiten Allgemein- und Fachwissen eintreten. Dennoch sind sie auch Lernende. Das bedeutet, sie benötigen Betreuung und haben ein Anrecht auf eine qualitativ hochwertige Ausbildung, die wir ihnen gerne bieten. Schliesslich haben wir als KMU die Verantwortung, einen Beitrag zur Berufsbildung und auch etwas gegen den viel diskutierten Fachkräftemangel zu leisten. Es ist eine intensive Zeit für die jungen Menschen und der Sprung von der Schule in die Berufswelt ist nicht immer einfach. Längere Arbeitszeiten, weniger Ferien oder aber auch das Bewerten der eigenen Arbeit nicht mehr nur in Noten, sondern durch Feedback von Teamkollegen, Vorgesetzten und Kunden, machen den Einstieg nicht immer einfach. Generell sind wir der Ansicht, dass am Kontaktseminar viele Schülerinnen und Schüler wissen, worum es geht, und sich sehr viel Mühe geben – sei dies bei der Kleidung, beim Auftritt oder auch der gewählten Sprache und den gestellten Fragen.»

Philipp Wenzler, Marketing- und Kommunikationsagentur kompass



«Als HSR Hochschule für Technik in Rapperswil verfolgen wir mit unserem Besuch am Kontaktseminar der IMS zwei Ziele: Schülerinnen und Schüler für unsere Praktikumsplätze zu begeistern und natürlich auch das Informatikstudium an der HSR vorzustellen. Sowohl im Praktikum als auch im nachfolgenden Studium fallen mir die Schülerinnen und Schüler der IMS immer wieder positiv durch ihr Engagement auf. Deshalb kommen wir auch schon seit vielen Jahren immer sehr gerne ans Kontaktseminar.»

Mirko Stocker, Hochschule für Technik Rapperswil (HSR)



«Das Kontaktseminar bietet der Credit Suisse eine ideale Plattform, um unser Jahrespraktikum einem breiten Publikum vorzustellen. Durch den persönlichen Kontakt mit den Schülerinnen und Schülern können wir den persönlichen Austausch etablieren und somit regelmässig junge Talente für die Credit Suisse gewinnen, welche nach Praktikumsende oft bei der Credit Suisse in eine Festanstellung übertreten.»

Markus Zemp, Credit Suisse



«Das Kontaktseminar an der Kantonsschule Hottingen ist eine erfolgreiche Veranstaltung für die verschiedenen Zielgruppen – so auch dieses Jahr. Ich persönlich erachte es als grosse Bereicherung, am Kontaktseminar dabei sein zu dürfen! Dieser Tag verbindet junge, interessierte Talente mit Vertreterinnen und Vertretern von verschiedensten Unternehmen, die eine oder mehrere Stelle(n) mit HMS-Praktikantinnen oder -Praktikanten besetzen möchten. Im Weiteren bietet das Podiumsgespräch ein zusätzliches, wichtiges Element für die jungen künftigen Arbeitnehmenden. Sie erhalten umfassende Informationen und wichtige Hinweise in Bezug auf den Praktikumeinstieg sowie die Erwartungen von Seiten der Unternehmen. Und *last but not least* werden an den Marktständen am Nachmittag erste, interessante Gespräche geführt mit spannenden und interessierten jungen Menschen. Für mich ist dieser Tag deshalb eine einzigartige Möglichkeit, das Netzwerk mit verschiedensten Personen zu pflegen und den «Spirit» unserer künftigen Arbeitnehmenden zu spüren.»

Antonia Hitz, Swiss Re

Die Welt zu Füssen

Nach drei Jahren HMS beziehungsweise IMS absolvieren Nadine Cantoni und Zaccaria Al-Fatlawi ihr Praxisjahr. Und am Ende dieses Praktikums stehen ihnen alle Möglichkeiten offen.

VON SANDRA NUSSBAUMER

«Überhaupt nicht», erwidert Nadine Cantoni lachend auf die Frage, ob sie die Schule vermisst. Die ehemalige HMS-Schülerin absolviert ihr Praktikum beim Bundesamt für Meteorologie und Klimatologie MeteoSchweiz. Und eine bessere Stelle hätte sie sich nicht wünschen können. Zaccaria Al-Fatlawi hingegen vermisst die Schule zuweilen schon, vor allem den intellektuellen Austausch, Gespräche über Politik, Geschichte oder Literatur. Wie Nadine hat auch Zaccaria die vergangenen drei Jahre an der Kanti Hottingen die Schulbank gedrückt und nun im letzten Sommer seine Praktikumsstelle angetreten. Der IMS-Absolvent arbeitet bei der Information Process Group (IPG) in Winterthur.

Alles für den Kunden

MeteoSchweiz hat ihre Büroräumlichkeiten am Flughafen Zürich. Diese Lage ist nicht nur ungemein praktisch, sondern bringt auch eine ganz eigene Atmosphäre mit sich. Wie noch zu Schulzeiten beginnt Nadine ihren Arbeitstag um Viertel vor acht, denn sie mag es lieber, wenn der Morgen fünf Stunden hat und der Nachmittag vier, statt umgekehrt. MeteoSchweiz beschäftigt etwa 360 Mitarbeiter, davon arbeiten 250 am Standort in Zürich, die übrigen 110 in Payerne, Genf und Locarno. Das Bundesamt für Meteorologie und Klimatologie ist dem Eidgenössischen

Departement des Innern angehängt. «Mein oberster Chef ist also quasi Bundesrat Alain Berset», verrät Nadine. «Aber im Grunde sind wir ein klassischer Dienstleistungsbetrieb. Unsere Kunden sind unter anderem die Flugsicherungsgesellschaft Skyguide oder die Polizei. Wenn sich beispielsweise ein Unfall ereignet hat, bieten wir eine präzise Analyse der Witterungsbedingungen zu einem spezifischen Zeitpunkt an einem bestimmten Ort.» So könnten Zeugenaussagen überprüft und/oder Unfallhergänge rekonstruiert werden, erklärt sie weiter. «Aber auch Privatpersonen zählen zu unseren Kunden. Stellen Sie sich vor, Sie hätten ein Ferienhaus im Tessin und stellen beim nächsten Aufenthalt fest, dass das Dach beschädigt und Läden runtergerissen sind. Sie erinnern sich, dass erst vor kurzem heftige Gewitter über die Region gefegt sind. Wir können exakte Daten des Standortes Ihres Ferienhauses liefern und zuhause der Versicherung ein Gutachten erstellen.» MeteoSchweiz macht aber auch klassische Wetter- und Klimaprognosen oder betreibt Forschungs- und Entwicklungsprojekte.

Bei Zaccaria beginnt der Tag zwischen acht und neun Uhr. Die Büros der IPG befinden sich im «roten Turm», dem zweithöchsten Gebäude Winterthurs, unweit des Bahnhofs. Bei der IPG arbeiten rund 80 Leute an den Standorten Berlin, Konstanz, Wien und Winterthur. Die Firma ist den letzten Jahren stark gewachsen und tut es noch. Zaccaria findet, die IPG sei ein attraktiver Arbeitgeber, der zu seinen Leuten schaue und gute Bedingungen biete. Die Mitarbeiter arbeiteten recht selbstständig und hätten relativ viele Freiheiten. Deshalb seien sie auch motiviert und engagiert. Die IPG macht Identity- und Accessmanagement und ist in vier Geschäftsbereiche aufgeteilt: Businessconsulting, Technical Consulting, Operation und Education. Im Wesentlichen geht es darum, Geschäftsprozesse von Kunden zu automatisieren, zu beschleunigen und effizienter zu gestalten. Dazu werden Systeme für Datenbanken aufgesetzt, um sie zentral zu verwalten, oder Rollen von Benutzern definiert und modelliert. Kunden sind beispielsweise Spitäler oder Versicherungen, denn die haben grosse Datenbanken mit Kunden- und Mitarbeiterdaten.

Routinearbeiten, aber auch viel Abwechslung

Am Morgen checkt Nadine als Erstes ihre Mails und verschafft sich einen Überblick über den bevorstehenden Tag. Ihr Jobprofil speist sich aus verschiedenen Abteilungen: Direktion, Dienstleistungspool und Kommunikation. Obwohl die 18-Jährige noch nicht allzu lange bei MeteoSchweiz arbeitet, wird ihr viel zugetraut und übernimmt sie verantwortungsvolle Aufgaben. So unterstützt sie beispielsweise massgeblich die Vorbereitung der Geschäftsleitungssitzungen und Sitzungen der erweiterten Geschäftsleitung, stellt die Unterlagen für den Direktor zusammen, organisiert Lunch-Events, hilft bei der Planung für das kommende Jahr. Aber auch die Mitarbeitenden unterstützt sie tatkräftig, holt Besucher am Empfang ab, trifft Abklärungen, bereitet Besprechungen vor, organisiert Caterings. Schliesslich ist Nadine auch für gewisse Aufgaben der internen Kommunikation verantwortlich. Sie schreibt Berichte auf dem Infonet, erstellt jede Woche einen Beitrag zum Pressespiegel, organisiert firmeninterne Vernetzungslunches oder die so genannten «Seat Swaps», einzelne Tage im Jahr, an denen man den Platz mit einer anderen Person tauscht und so für diesen einen Tag in einem anderen Team arbeitet, Kaffeepause macht und zusammen zu Mittag isst. «Für die Unternehmenskultur sind solche Anlässe unheimlich wertvoll», findet Nadine. «Deshalb herrscht hier auch so eine positive, fast familiäre Atmosphäre.» Dieses Jahr ist sie sogar für die Organisation des Weihnachtsfestes zuständig. «Jeder Tag ist anders und mein Alltag damit sehr abwechslungsreich. Das gefällt mir.»

Zaccarias Arbeitsplatz befindet sich in einem kleinen Büro zusammen mit sechs anderen Kollegen. Weil die Vorgesetzten in Deutschland und Österreich sind, arbeiten Zacchi und seine Kollegen weitgehend selbstbestimmt. Allerdings koordiniert und verteilt der Service Desk Manager die Aufgaben und schaut auch, dass alle im Plan bleiben. Die ersten zwei Monate hat Zaccaria in der hausinternen «Academy» Schulungen besucht. Diese finden sowohl persönlich als auch via Skype statt. Derzeit befindet er sich gerade im Übergang vom einen zum anderen Bereich.

Dazwischen hat Zaccaria mit anderen Praktikanten noch verschiedene kleinere Arbeiten im Team erledigt, doch das On-Boarding für den neuen Bereich startet in einer Woche. Dann bekommt er die Kundenzugänge und kann als Operator arbeiten. «Wir wollen dem Kunden eine Allround-Lösung bieten und begleiten ihn deshalb von A bis Z. Das beginnt mit dem Businessconsulting, in dem die Bedürfnisabklärung gemacht und verschiedene Möglichkeiten geprüft werden. Die beste Lösung hängt dabei von der Grösse des Unternehmens und den Wünschen beziehungsweise Bedürfnissen des Kunden ab. In kleineren Betrieben lohnt sich vielleicht ein grosses, komplexes System nicht, in riesigen Betrieben muss der Fokus auf die Definition der Rollen gesetzt werden», erklärt der 19-Jährige souverän. «Dann folgt das Technical Consulting, was zugleich den Projektstart markiert. Ein Projekt dauert zwischen einem und mehreren Jahren – je nach Grösse der Unternehmung. Die Techniker setzen das System von Grund auf neu auf. Sie modellieren die Rollen, setzen Datenbanken auf, bereiten alles vor.» Ziel der IPG ist es, ihre Kunden zu Langzeitkunden zu machen. Deshalb setzt sie auf gute Betreuung. «Da nicht alle Betriebe eine eigene IT-Abteilung haben oder eine IT-Abteilung, die die Software auch warten kann, übernehmen wir das», fügt Zaccaria an.

«DIESE STELLE IST WIE EIN SECHSER IM LOTTO!»

Zwei vollwertige Mitarbeiter

Wer beim Gedanken an das Praktikumsjahr der HMS und IMS an klassische Praktikantenklischees denkt, hat also weit gefehlt. «Ich mache nie Kaffee für irgendjemanden», stellt Nadine klar. «Auch fühle ich mich nicht wie eine Praktikantin, sondern werde vielmehr wie eine vollwertige Mitarbeiterin behandelt. Ich bin den anderen absolut gleichberechtigt – und zwar vom ersten Tag an.» Natürlich sei es am Anfang nicht einfach gewesen. «Man wird ins kalte Wasser geworfen und muss schauen, dass man sich mit den in der Schule gelernten Trockenübungen ir-



«MAN SCHREIBT JEDEN TAG, MUSS SICH ALSO AUSDRÜCKEN KÖNNEN, UND ZWAR KORREKT.»

gendwie über Wasser halten, im besten Fall schwimmen kann.» Doch Nadine hat sich schnell zurechtgefunden und sich zu einer wertvollen Mitarbeiterin entwickelt. Sie darf sich einbringen und hat viel Mitspracherecht. Sogar beim Rekrutierungsprozess für den nächstjährigen Praktikanten war sie dabei. Nadine weiss allerdings auch, dass sie grosse Verantwortung trägt. Doch das liegt ihr und sie fühlt sich ernst genommen. «Diese Stelle ist wie ein Sechser im Lotto!», sagt sie begeistert. Von der Schule fühlt sie sich bestens vorbereitet. Es seien vor allem kommunikative Fähigkeiten, die sie brauche. «Man schreibt jeden Tag, muss sich also ausdrücken können, und zwar korrekt.» Doch auch der Umgang mit den Microsoftprogrammen wie Word, Excel oder Powerpoint, den sie im Fach IKA gelernt hat, ist immens wichtig. «Ich gebe es ungern zu, denn in der Schule habe ich dieses Fach gar nicht gemocht. Doch jetzt merke ich, wie wichtig es für den Berufsalltag ist, diese Programme zu beherrschen.» Auch die IPT-Wochen seien wertvoll gewesen, um Abläufe im Betrieb kennenzulernen, Abhängigkeiten und die Notwendigkeit der Zusammenarbeit zu erfahren und den «Groove» der Arbeitswelt zu spüren. Nadine findet deshalb ganz ohne Übertreibung: «Die HMS ist eine super Ausbildung!»

Zaccaria dagegen sieht seine schulische beziehungsweise berufsbildende Ausbildung etwas kritischer. Die IMS-Schülerinnen und -schüler sind ja bereits während der drei Jahre an der Kanti Hottingen jeweils einen Tag in der Woche im Berufsbildungszentrum. Dazu kommt eine Modulwoche pro Semester. Allerdings, so findet Zacchi, werde dort der Fokus zu stark auf Dokumentation und Planung gelegt und zu wenig auf das Programmieren. «In dieser Ausbildung kommt der Praxisbezug zu kurz, das merke ich jetzt», meint er. «Wenn es am Ende eines Projektes

heisst «Doku schreiben», bin ich nach einem halben Tag fertig. Das haben wir so oft geübt. Ich weiss genau, was ich machen muss.» Fürs Programmieren hingegen habe er sehr viel dazulernen müssen. Dennoch brauche er noch bedeutend länger Zeit, als er sollte. «Programmieren ist etwas sehr Praktisches. Da hilft einem das theoretische Wissen zwar schon, aber man müsste das definitiv mehr üben.» Trotzdem findet er die IMS eine gute Sache, vor allem für die persönliche Entwicklung der einzelnen Schülerinnen und Schüler. «Seien wir ehrlich, die IMS-Schüler sind alle Nerds. In der Sekundarschule waren viele Aussenseiter, sind vielleicht angeekelt, weil sie anders waren. Aber hier sind alle anders und alle sind gut so, wie sie sind.»

«PROGRAMMIEREN IST ETWAS SEHR PRAKTISCHES. DESHALB MÜSSTE MAN DAS VIEL MEHR ÜBEN.»

Grosse Pläne

Um 16 oder 17 Uhr – je nach Auslastung – macht Zaccaria Feierabend. Er ist nicht der prototypische Informatiker. Seit eineinhalb Jahren betreibt er zusammen mit seiner Freundin das Online-Kulturmagazin «Die Tilde» (www.dietilde.ch). Ihn interessiert die Auseinandersetzung mit der Welt, der Gesellschaft, dem Menschen. Aktuell schreibt er ein Essay über Eskapismus. Später möchte er die Passarelle machen und die gymnasiale Matur erwerben, um Philosophie und Geschichte zu studieren.

Nadines Arbeitstag endet meist um 17 Uhr. Sie geniesst es, endlich wieder mehr Zeit zu haben. Während der Schulzeit sitze man den ganzen Tag im Unterricht. Der anstrengende Teil des Tages folge aber erst zuhause: Hausaufgaben, Absprachen für Projekte oder Vorträge, Lernen für Prüfungen. Es gebe immer etwas zu tun. «Jetzt hab ich endlich wieder Zeit zum Schlafen!» Die Schule vermisse sie also wirklich nicht, betont sie noch einmal. Trotzdem schwingt etwas Wehmut mit, wenn Nadine zum Schluss feststellt: «Wenn ich bedenke, was uns an Allgemeinbildung alles vermittelt wurde, finde ich es schon schade, dass diese Zeit jetzt vorbei ist.» Doch es werden neue, andere Zeiten kommen. Auch Nadine hat konkrete Zukunftspläne: Sie will Radioredaktorin werden. Und nachher zur Polizei gehen.

Chlausfest im Memphis

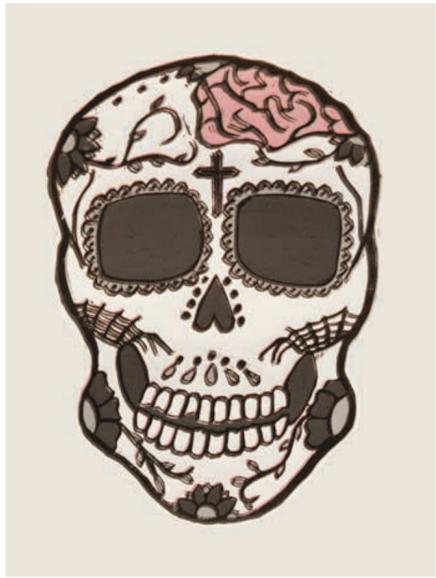
Ein Projekt der Klasse H3a

VON LYNN FRANK, H3A

Der Samichlaus-Tag ist in der Zeit der Nächstenliebe ein Fest für Gross und Klein. An diesem besonderen Tag organisiert die Kanti Hottingen jedes Jahr ein Chlausfest im Wohnheim Memphis. Dies ist ein charmanter kleines Heim in Dübendorf für Menschen mit Beeinträchtigung. Überdies werden um die hundert Personen von anderen Wohngruppen eingeladen, um zusammen zu feiern. An dieser Stelle danken wir dem Rotary Club, ohne dessen Spende dies alles nicht möglich gewesen wäre. Auch danken wir den Mitarbeitern von Memphis für die tolle Zusammenarbeit.

Die Organisation des diesjährigen Festes lag bei der Klasse H3a unter der Aufsicht von Herrn Gregorin. Dies ist ein Projekt im Rahmen des Fachs Projektwirtschaft. Die Schülerinnen und Schüler müssen sich hierbei in diversen kaufmännischen Tätigkeiten behaupten. Hierzu gehören Organisation, Kommunikation, Finanzen, Programm, Gastronomie und Deko. Nur schon ein Abendessen mit Freunden und Verwandten kann eine Herausforderung sein, dies ist jedoch nichts im Vergleich zu einer Feier mit 120 Personen. Nur unter strikter Einhaltung eines gut durchdachten Plans kann verhindert werden, dass alles in einem riesigen Chaos endet. Vor allem das Küchenteam hatte alle Hände voll zu tun. Für viele der Gäste ist das Chlausfest ein ganz grosser Event, wo sie sich mal richtig ausleben können. Nur schon die Ansage der Pizza war Anlass genug, um sich wie ein kleines Kind zu freuen und von ganzem Herzen zu lachen. Nach dem Gaumenschmaus kamen dann endlich auch der Samichlaus und der Schmutzli vorbei, das Highlight des Abends. Von jeder Wohngruppe trat jemand vor, um sein Sprüchli vorzutragen und ein Säckli zu holen. Begleitet wurde das Ganze von Musiklehrer Manuel Zolliker und seiner Band, welche den Abend mit stimmungsvoller Live-Musik abrundeten. Zum Schluss haben sogar noch manche getanzt. Der Abend war ein voller Erfolg, und es gibt kein schöneres Gefühl, als vor einem Saal voller lachender und zufriedener Gäste zu stehen.

«Masken» / Verbergen und Offenbaren



Unser Strafsystem unter der Lupe

Strafverteidiger Lorenz Erni, Strafrechtsprofessor und Rechtsphilosoph Martino Mona sowie der ehemalige Direktor der Strafvollzugsanstalt Thorberg Hans Zoss über die Gerechtigkeit des Strafgesetzes und dessen Nutzen

VON VERENA STAUFFACHER

Mit Blick auf einige gravierende und aufsehenerregende Mordfälle der letzten Jahre sowie eine Studie des Bundesamtes für Statistik, wonach 38 Prozent der mit Jahrgang 1966 straffällig gewordenen Bevölkerung nach verbüster Strafe ein erstes Mal und davon wiederum 50 Prozent ein zweites Mal rückfällig wurde, stellt sich eine Frage nicht ohne Grund: Ist unser Strafgesetz nutzlos? Oder beweist nicht vielmehr die andere Hälfte, jene Delinquenten also, die nicht erneut mit dem Gesetz in Konflikt gerieten, den positiven Einfluss der Strafe?

Strafrecht verhindert keine Rückfalltäter
Lorenz Erni relativiert die Statistik: Darin enthalten seien viele Kleinkriminelle wie etwa Drogenabhängige, deren Rückfälligkeit auf ihrer Sucht gründe. Hier wäre zu überdenken, ob nicht das Betäubungsmittelgesetz über das Ziel hinausschiesse und unnötigerweise Straftatbestände schaffe. Ähnlich sehen Hans Zoss' Erfahrungen aus. Das Strafsystem habe gelernt, andere Massnahmen zu treffen, als die Delinquenten einzusperren, so etwa, sie einem Drogenentzug zuzuführen. Entsprechend seien die Rückfallquoten gesunken. Erstaunen mag seine Feststellung, dass die Rückfallgefahr bei Tötungs- und weiteren Delikten gegen Leib und Leben am kleinsten

sei, wenn auch mit den gravierendsten Folgen. Die Frage, ob das Strafrecht dazu gemacht sei, Kriminalität zu verhindern, verneint Martino Mona klar. «Wir dürfen nicht erwarten, dass der Staat durch das Strafrecht Rückfalltäter verhindern kann. Dies kann er nur durch das Wegsperrn von Tätern erreichen.» Es sei also nicht das Strafrecht als solches, das diese Erwartungen erfüllen könne, sondern die getroffenen Massnahmen. Hundertprozentig zu garantieren, dass ein Täter nicht rückfällig werde, würde zudem eine lebenslange Isolationshaft bedingen, ergänzt Hans Zoss mit Verweis auf einen Verurteilten, der im Gefängnis einen Mithäftling umbrachte. Dies aber sei Folter, nicht vereinbar mit den Menschenrechten und der Bundesverfassung und würde zudem etwa auch die Angehörigen des Täters, die ihn nie mehr zu Gesicht bekämen, mitbestrafen.

Forderung nach Prävention verdrängt vergeltendes System

Wieso straft man denn überhaupt, wenn doch damit Rückfälle nicht verhindert werden können? Das Strafrecht versuche, das Bedürfnis der Bevölkerung nach Sicherheit in gerechte, faire und planbare Bahnen zu lenken, erklärt Mona. Dabei widerspreche es sich jedoch selber, denn es sage nicht, es wolle strafen, damit keine Rückfälle möglich würden, sondern es müsse strafen, damit ein gewisses Mass an Strafe nicht überschritten werde. Damit limitiere sich das Strafrecht selbst, was widersprüchlich sei. Sollte das Ziel tatsächlich sein, die Kriminalität zu verringern und zukünftige mögliche Rückfälle zu verhindern, wäre nicht einzusehen, weshalb sich das Strafrecht auf die angemessene Strafe beschränke, so Mona. Vielmehr seien alle möglichen Massnahmen auszuschöpfen. Dies wiederum sei jedoch ein Prozess ohne Ende, den das Strafrecht eben gerade zu stoppen versuche, indem die Strafe auf ein bestimmtes oberstes Mass beschränkt werde. Dieses richte sich nach der Tat, also nach dem, was in der Vergangenheit passiert sei, und nicht danach, was in Zukunft geschehen könnte. Das Problem sieht er darin, dass die heutige Gesellschaft dieses oberste Limit nicht mehr akzeptiere, sondern das vergeltende System der endlichen Strafe diskreditiert habe und stattdessen vom Strafrecht präventive Massnahmen fordere. «So aber verliert das Strafrecht den limitierenden Effekt, und es öffnet sich eine Autobahn für masslose präventive Massnahmen.»

Gerechtigkeit versus Sicherheit

Der Strafrechtler Lorenz Erni teilt die Auffassung, das Strafrecht selbst verhindere keine Delikte. Dennoch komme keine Gesellschaft ohne Regeln aus, und Regelverstösse müssten mit Sanktionen geahndet werden. Insofern billigt er dem Strafrecht durchaus eine regulierende Wirkung zu. Für Hans Zoss ist unbestritten, dass das Strafrecht alleine keine Prävention leisten kann. Entscheidend sei die Umsetzung der Gesetze. Hier stört er sich am Widerspruch zwischen politischen Rufen nach Gesetzesverschärfungen und gleichzeitigen Forderungen, die Polizeicorps zu reduzieren.

Ist also das Strafrecht ein reines Ordnungssystem, das den Sicherheitsaspekt ausser Acht lässt? Nein, meint Martino Mona, aber wenn der Zweck des staatlichen Eingriffs, sprich der Gesetzgebung, allein die Sicherheit sein solle, dann sei das Strafrecht ein schlechtes Mittel, es sei zu ineffizient, zu kompliziert. «Wenn der Zweck aber Gerechtigkeit sein soll, wenn damit Diskriminierung verhindert und Gleichbehandlung sowie faire Verfahren garantiert werden sollen, dann ist das Strafrecht das ideale Mittel. Es muss sogar das Hauptmittel sein, um diesen Zweck zu erreichen.» Letztlich sei es ein politischer Entscheid, was man mit dem Strafrecht erreichen wolle.

Politische Forderungen schwächen das System

Martino Mona zeichnet ein düsteres Bild und sieht im aktuellen Strafsystem «fast keine Vorzüge mehr». Als Stärke nennt er immerhin die Strafverteidigung, auf welche auch die schlimmsten Täter ein Anrecht haben. Dadurch bleibe ein Minimum an Rechtsstaatlichkeit und Humanismus gewahrt, welche ansonsten immer mehr verloren gingen. Im Übrigen sieht er primär Schwächen: «Alles andere ist in den letzten zwanzig Jahren massiv den Bach hinunter gegangen. Wir haben ein einzig auf Prävention ausgerichtetes System, eines, das an allen Ecken und Enden Grundsätze abbaut, Verteidigerrechte einschränkt und nur noch auf Effizienz ausgerichtet ist. Dabei werden rechtsstaatliche Grundsätze verletzt, und das Individuum wird nicht mehr ernst genommen.» Er wünscht sich eine Abkehr von diesem vom Präventionsgedanken geprägten System hin zu einem vergeltenden, in dem der Beschuldigte immer nur jene Strafe bekommt, die er aufgrund

seiner Tat verdient hat.

Hans Zoss beurteilt jenen Teil des Strafrechts positiv, der die Strafe nicht ausschliesst, aber gleichzeitig die Interessen der Gefangenen ebenso hoch gewichtet wie jene der übrigen Bevölkerung. Die Schwächen sieht er weniger im Straf- als im politischen System. Am Ende seiner Tätigkeit seien seine Anträge auf bedingte Entlassung fast immer abgelehnt worden mit der Begründung, die Gefangenen könnten rückfällig werden. «Bei solchen Argumentationen der Behörden wusste ich manchmal nicht mehr, wen ich eigentlich vor wem schützen soll: die Gesellschaft vor den Gefangenen oder die Gefangenen vor der Gesellschaft.»

Druck auf Verteidigungsrecht

Den Voten seiner Vorredner schliesst sich auch Lorenz Erni an und fügt an, die Strafverteidigerinnen und -verteidiger hätten jahrzehntelang für eine Besserstellung der Verteidigung gekämpft. Einiges sei in der neuen Strafprozessordnung umgesetzt worden, nun aber würde die Politik den Spieß wieder umdrehen, und es herrsche die Meinung vor, die Beschuldigten hätten zu viele Rechte, was die Wahrheitsfindung störe. Hier sei Vorsicht geboten, und die Verteidigerinnen und Verteidiger würden darum kämpfen, zumindest den Status quo beizubehalten. Zum Punkt der «verdienten Strafe» stellt er fest: «Es ist eine Illusion zu meinen, eine Strafe lasse sich einfach so nach einem bestimmten Massstab festlegen. Es gibt nichts Willkürlicheres als ein Strafmass. Niemand wird erklären können, weshalb eine Strafe von 18 Monaten zu hoch, eine von 15 Monaten aber angemessen sein soll.» Gerechtigkeit sei nicht objektiv messbar, sondern basiere auf subjektivem Empfinden. Auch Erni stört sich am über allem anderen stehenden Sicherheitsdenken und der daraus resultierenden Tendenz, «lieber einen zu viel als einen zu wenig einzusperren».

Schuld und Sühne – dass dieses Forum wohl mehr Fragen aufgeworfen als beantwortet hat, liegt in der Natur der Sache. Und so fällt es nicht schwer, Lorenz Erni nachzufühlen, wenn er sagt: «Ich bin gottentfremdet, bin ich nicht Richter. Ich möchte es nicht zu meinem Lebensinhalt machen, Leute einzusperren.»



VIER THESEN ALS DISKUSSIONSGRUNDLAGE

Im Vorfeld der Veranstaltung erarbeiteten die Schülerinnen und Schüler der 4. Klassen des Gymnasiums im Ergänzungsfach Philosophie vier Thesen, diskutierten sie am Forum gruppenweise mit den Fachleuten und stellten die Ergebnisse im Plenum vor:

THESE 1

Die einzige nachhaltige Straftheorie beruht auf Generalprävention, und dies aufgrund ihres abschreckenden Charakters.

Ergebnis der Diskussion:

Eine gewisse generalpräventive Wirkung geht vom Strafrecht aus. Im konkreten Fall ist aber die abschreckende Wirkung zu bezweifeln, insbesondere bei gravierenden Taten, die von langer Hand geplant und bei denen Täter mit massiven Persönlichkeitsstörungen am Werk sind.

THESE 2

Lebenslängliche Verwahrung ist unmenschlich.

Ergebnis der Diskussion:

Mit dem Vorwurf der Unmenschlichkeit werden Emotionen angesprochen, weil man sich damit in die Lage des zu Verwahrenden hineinsetzt, also den Perspektivenwechsel vom Opfer zum potenziellen Täter vollzieht. Das Verwahrungs- bzw. generell das Massnahmensystem hat so exzessive Formen angenommen, dass automatisch auch Menschen zu Unrecht davon betroffen sind. Laut Martino Mona wird nur jede zehnte Massnahme zu Recht verhängt. Damit wachse für jeden Einzelnen die Gefahr, als Unschuldiger in diesem System zu landen. Nur schon aus egoistischen Gründen wäre es deshalb irrational, diese Entwicklung zu unterstützen.

THESE 3

Der einzige Garant für eine hundertprozentige Verhinderung von Wiederholungstaten ist die Todesstrafe. Dazu wirkt sie abschreckend, und somit ist sie eine valide Strafe.

Ergebnis der Diskussion:

Die Gruppenmehrheit stellt sich auf den Standpunkt, die Todesstrafe sei wieder einzuführen, allerdings nur, wenn mit hundertprozentiger Sicherheit feststehe, dass der Verurteilte der Schuldige sei. Die Minderheit plädiert dagegen, weil die Todesstrafe einen Eingriff in ein Menschenleben darstelle, der auf keinen Fall gerechtfertigt sei. Zudem sei die abschreckende Wirkung nicht gegeben, weil vor Taten, welche mit der Todesstrafe geahndet würden, die Konsequenzen nicht bedacht würden.

THESE 4

Resozialisierung schwächt die Wirkung der Gefängnisstrafe, nützt der Allgemeinheit wenig und verursacht hohe Kosten.

Ergebnis der Diskussion:

Ohne Resozialisierung würde die Strafe als solche massiv verschärft, da sie die Zeit nach dem Verbüssen der Strafe erheblich negativ beeinflussen würde. Ohne Wiedereingliederung in die Gesellschaft erhöht sich zudem die Rückfallgefahr. Hans Zoss betont, dass für das Strafen das Gericht zuständig ist mit Rückblick auf die begangene Tat. Die Justizvollzugsanstalt hingegen richtet sich in die Zukunft. Dass Wiedereingliederung die Rückfallquote senkt, ist für ihn unbestritten: Es spreche für sich, dass 70 Prozent der Gefangenen nach der Freilassung keine Delikte mehr begingen. Dazu Lorenz Erni: «Der Strafvollzug hat schon viel erreicht, wenn die Bestraften nicht schlimmer aus dem Gefängnis kommen, als sie eingetreten sind.»

Ökologie jetzt!

Vom Nutzen der Ökologie für uns und kommende Generationen

VON RUFUS BUTZ

Vor mehr als zwanzig Jahren bin ich an die Kanti Hottingen gekommen, und voller Stolz hat mir der damalige Rektor beim Anstellungsgespräch das Leitbild der Schule gezeigt, in dem viel Wert auf Ethik und Ökologie gelegt wurde. Ökologie, das habe ich dann schnell erfreut festgestellt, gehörte zum Geist von Hottingen, war allgegenwärtig, bei Neuanschaffungen, Renovationen und Sonderwochen, um nur einiges zu nennen. Mit Freude habe ich bemerkt, dass der ökologische Geist, der zeitweilig etwas eingeschlagen schien, an unserer Schule, aber auch gesamtgesellschaftlich, wieder aufzustehen scheint. Manche unserer Schüler haben sich engagiert an den Klimademonstrationen, diskutieren plötzlich wieder gerne mit, wenn es um ökologisch brisante Themen geht, und auch mit meinen Kollegen habe ich viele Diskussionen geführt, sei es zum Beispiel zum Thema Mobilität der Zukunft oder über die Abkehr von den fossilen Brennstoffen. Ich denke, die Zeit ist reif, diesen Schwung aufzunehmen und Ökologie, zusammen mit Ethik und verantwortlichem Unternehmertum zu einem uns und unsere Schule auszeichnenden, zu unserem Erbe gehörigen Kern auszubauen – soweit dies noch nicht schon der Fall ist – und dem Ganzen Leben und Geist einzuhauchen.

Die Zahl der Menschen auf unserem Planeten nimmt ständig zu, und damit werden die immensen Probleme, die wir heute schon haben, noch stark anwachsen. Es geht mir hier nicht darum, aufzuzeigen, welches die richtigen Schritte und Wege für die Menschheit sind, aber im Kleinen (welches doch nicht so klein ist), als mittelgroße Schule können wir vieles bewirken, anstossen. Hans



Rufus Butz,
Deutsch- und Philosophielehrer

Ringelreihe statt Rechtschreibung?

Warum es nicht egal ist, wie wir schreiben.

VON SANDRA NUSSBAUMER

Unlängst an einer Tagung mit Vertretern von Hochschulen und Gymnasien: In der Fachgruppe Deutsch war auf die Frage hin, wie denn mit dem Lehrplan 21 gewährleistet bleibe, dass die zukünftige Generation von Schülerinnen und Schülern die entsprechenden sprachlichen Fertigkeiten und das nötige Sprachwissen mitbringe, folgende Bemerkung zu hören: «Seien wir ehrlich, ohne Rechtschreibung geht die Welt nicht unter.» Dieser unbedachten Äusserung eines Vertreters jener Hochschule, die sicherstellt, dass unsere Kinder auch im Zeitalter von Kompetenzwahn und Reformwut noch eine ausgezeichnete Schulbildung erhalten werden, gehört aus zwei Gründen widersprochen.

Erstens handelt es sich bei der Rechtschreibung um eine kulturelle Konvention. Ja mehr noch, ihre Regeln zu beherrschen, ist gar Ausdruck von Kultiviertheit. Genauso wie wir mit Messer und Gabel essen und dabei die Hände auf dem Tisch lassen, nicht mit vollem Mund sprechen, uns angemessen kleiden und uns regelmässig einen ordentlichen Haarschnitt verpassen lassen, anderen Menschen die Türe aufhalten, unsere besuchten Füsse nicht auf den gegenüberliegenden Sitz in der S-Bahn setzen, auch bei kurzen E-Mail-Nachrichten Anrede und Grusswort formulieren oder nicht in Jeans und T-Shirt eine Opernaufführung besuchen. Dies alles tun wir nicht, weil es das Gesetz verlangt, sondern weil es die Konvention gebietet. Dazu gehört auch die Rechtschreibung. Mit der Einhaltung von Konventionen bekunden wir unseren Willen, an einer Gesellschaft teilzuhaben. Wir wollen gehört, verstanden und ernst genommen werden. Deshalb lernen wir die (sprachlichen) Regeln und halten uns an sie. Konventionen gilt es aber auch einzufordern – im Falle der Rechtschreibung von Seiten der Schule. Dass Kindern und Jugendlichen nicht immer gefällt, diese Regeln lernen und sich daran halten zu müssen, oder sie dies als anstrengend empfinden, sei ihnen zugestanden. Aber die Schülerinnen und Schüler von der Einhaltung dieser Konventionen freizusprechen, halte ich für falsch.

Denn – und das ist der zweite Grund – wenn man so argumentiert wie oben, geht die Welt auch nicht unter, wenn man den Subjonctif nicht beherrscht oder keine Ahnung hat, in welchen Fällen das Participe passé angeglichen wird. Sie geht nicht unter, wenn man Gleichungen nicht lösen oder Wahrscheinlichkeiten nicht berechnen kann. Und auch nicht, wenn man keine Bilanzen lesen kann, man nicht weiss, wann der Wiener Kongress abgehalten wurde oder was in der Nacht vom 27. auf den 28. Februar 1933 in Berlin passiert ist. Die Welt geht nicht unter, wenn man das nicht weiss. Schliesslich geht sie aber auch nicht unter, wenn man keine Matur erwirbt. Als Konsequenz dieser Überlegung wäre es also das Einfachste, wir reichten uns in der nächsten Unterrichtsstunde die Hände und tanzten Ringelreihe. Oder gibt es da etwa auch Regeln zu beachten?

•

Das Spiel mit den Erwartungen

Jonas Lüscher zu Gast an der Kanti Hottingen



Jonas Lüscher, Frankfurter Buchmesse 2018 (© Martin Kraft, wikipedia)

VON SANDRA NUSSBAUMER

Während sich Pippa in «Frühling der Barbaren» bei einer Gedichtrezitation an der Hochzeit ihre Sohnes verhaspelt und dabei völlig den Faden verliert, ist Jonas Lüschers Lesung ein wahrer Genuss. Der Schweizer Autor präsentiert seine sprachgewaltigen Sätze – rhythmisch und rasant, mit klarer Stimme vorgetragen – in einer grandiosen Inszenierung! Die sechs Klassen, die sich in der Aula eingefunden haben, haben Lüschers Erstling gelesen. Darüber wollen sie sprechen – und über seine politische Haltung.

Lüschers Novelle kann als Parabel auf die Fragilität der Zivilisation gelesen werden. Mit einem Vergleich mit Heinrich von Kleist, dessen Texte auch den Einbruch des Schrecklichen in eine bestehende Ordnung zum Thema hätten, eröffnet eine Maturandin die Diskussion. Den habe er leider nie gelesen, bemerkt der Autor knapp. Und während sich die anwesenden Lehrpersonen fragen, ob das tatsächlich sein könne, doppelt er nach, es sei ohnehin eine Art Berufskrankheit der Deutschlehrpersonen, jeden Text bis zum letzten Tropfen ausbringen zu wollen. Der Impuls, lautstark zu protestieren, wird tapfer unterdrückt. Denn eines muss man Lüscher lassen: Spätestens jetzt hat er die

Schülerschaft auf seiner Seite. Und er wird an diesem Vormittag immer wieder Erwartungen gekonnt unterlaufen, um sie dann zu übertreffen.

Jonas Lüscher gilt – ein paar Jahre nach Lukas Bärfuss – als neuester Intellektueller der Schweiz. Er ist zwar kein besonders politischer Autor, aber ein sehr politischer Mensch. Pointiert äussert er sich zu aktuellen Themen. In der Vorbereitung auf diese Lesung hat vor allem der Essay «Die unanständige Mehrheit» die Gemüter erhitzt und Diskussionen entfacht. Lüscher zweifelt darin an, dass Mehrheitsentscheide automatisch richtig seien, ja bezeichnet einzelne gar als unanständig. Bestes Beispiel dafür lieferten die Appenzeller Männer, die den Frauen noch 1990 das Wahl- und Stimmrecht verwehrten, das Minarettverbot oder die Masseneinwanderungsinitiative, so Lüscher. In der weiteren Diskussion verteidigt er die Sozialdemokratie vehement, prangert die pervertierte Boni- und Abgangsentschädigungspraxis von Grosskonzernen an oder äussert sich dezidiert zur Selbstbestimmungsinitiative.

«Der ist ja linker als links», lautete das Verdikt einzelner Schülerinnen und Schüler vor dieser Lesung. So einfach machte es Lüscher seinen Zuhörern allerdings nicht. Genauso wie seine Kritik gegen rechtspopulistische und nationalistische Strömungen zielt, kritisiert er die extreme Linke, eine Schriftstellerkollegin beispielsweise, die sich geweigert habe, in einer Buchhandlung zu lesen, die Bücher von der und über die AfD verkaufe. Schwierig finde er diese Haltung. Weiter bezweifle er stark, so seine Antwort auf eine entsprechende Frage, dass heute noch ernsthaft jemand an das System des Kommunismus glaube. Stattdessen präsentiert er sich als Verfechter einer semi-freien, weil durch den Staat regulierten Marktwirtschaft. Und gegenüber Unternehmern hege er grossen Respekt, weil die wirklich Verantwortung trügen, ganz im Gegensatz zu den CEOs internationaler Unternehmen.

Die Schülerinnen und Schüler sind bis zum Schluss aktiv dabei. Denn Jonas Lüscher nimmt sie ernst, beantwortet jede Frage mit einer bemerkenswerten Geduld, fragt zurück, präzisiert und zeigt sich dabei als scharfer Denker.

•

Ecolymp

Erste internationale Wirtschaftsolympiade in Moskau 2018



VON VINCENT STROBOS, G4D

Vom 14. bis zum 21. September 2018 fand die erste Wirtschaftsolympiade in Moskau statt, an der ich als Vertreter der Miniunternehmung ZüriPasta, mit der wir den Schweizer Jungunternehmerwettbewerb von Young Enterprise Switzerland gewonnen hatten, teilnehmen durfte.

Der Wettbewerb bestand aus drei Teilen. Der erste Teil war Financial Literacy. In diesem Teil hatten wir zwei Stunden Zeit und drei Versuche, um durch Investitionen aus einem Startbetrag innerhalb sieben simulierter Jahre einen möglichst hohen Endbetrag zu erwirtschaften. Investieren konnte man unter anderem durch Aktienkäufe, den Erwerb von Staatsanleihen oder indem man das Geld zu einer der Banken brachte. Der zweite Teil war der Economics-Teil. Hier wurde vor allem das schulische Wissen abgefragt, darunter Themen wie Angebot und Nachfrage, Marketing oder Armut und deren Bekämpfung. Der dritte Teil bestand aus einer Fallstudie. Wir bekamen einen Fall und mussten als Erstes das Problem finden und anschliessend im Team eine Lösung entwickeln. Bei uns bestand das Problem darin, dass die Banken in Russland einen zu geringen Zuwachs an jungen Kunden hatten. Als Lösung schlugen wir einen Mix aus einem dort neuen Jugendbankkonto, Sponsoring und der Vergabe von Studienkrediten vor. Diesen Lösungsvorschlag mussten wir dann am nächsten Tag der Jury präsentieren. Am Ende gewannen wir zu unserer Überraschung den dritten Platz. Wir hatten uns vor allem in der Fallstudie und in Economics gut geschlagen.

Neben dem Wettbewerb fanden auch einige Präsentationen, unter anderem vom Harvard-Professor und Nobelpreisträger Eric Maskin über Economical Engineering statt. Diese waren für mich sicher einer der interessantesten Teile der Wirtschaftsolympiade. Ich konnte auch viele neue Personen kennenlernen und viel über Kulturen und Bildungssysteme aus aller Welt lernen. Die Wirtschaftsolympiade hat mir auch gezeigt, dass, obwohl die Wirtschaft überall auf der Welt unterschiedlich ist, es möglich ist, zusammen über ein wirtschaftliches Problem zu reden und Lösungen zu finden.

Carl Lutz

Der vergessene Held

VON SANDRA MONTI

Als Schweizer Vizekonsul in Budapest rettete Carl Lutz im Zweiten Weltkrieg mehr als 60 000 Juden vor dem sicheren Tod im Konzentrationslager Auschwitz – rund die Hälfte aller in Ungarn überlebenden Juden! Doch warum ist Carl Lutz in der Schweiz kaum bekannt? Mit dieser Frage begann die in Argentinien geborene jüdische Historikerin und Autorin Erika Rosenberg ihren Vortrag vom 26. September 2018 in der Aula der Kantonsschule Hottingen. Wer im Publikum hatte darauf schon eine Antwort? Wer schon einmal von diesem «vergessenen Helden» gehört? Einige wenige werden es gewesen sein, aber zu wenige. Zeit also, um diese Wissenslücke zu schliessen.

Frau Rosenberg lieferte in ihrem gut einstündigen Vortrag aufschlussreiche Informationen zum Wirken dieses mutigen Mannes. So berichtete sie, dass Carl Lutz just in jenem Monat, im Januar 1942, seinen neuen Posten als Vizekonsul der Schweizer Botschaft in Budapest antrat, als die Nationalsozialisten in Berlin Wannsee den systematischen Völkermord an den Juden beschlossen hatten. Knapp zwei Jahre später wurde die sogenannte Endlösung auch in Ungarn schreckliche Realität, als deutsche Truppen am 19. März 1944 einmarschierten. Innerhalb von nur drei Monaten sorgte das Sonderkommando unter Adolf Eichmann für die Deportation von 435 000 Juden nach Auschwitz (mit tatkräftiger Unterstützung ungarischer Behörden – das sei an dieser Stelle noch erwähnt). Als das Ausmass dieser Deportationen und Internierungen (Kistarcsa) langsam durchsickerte, brach unter den 250 000 in der Stadt Budapest lebenden Juden Panik aus. Die Schweizer Botschaft erlebte im Sommer dieses Jahres einen riesigen Ansturm von schutzsuchenden Menschen. Kommt hinzu, dass für alle Juden inzwischen ein Reiseverbot galt und die Pflicht, den gelben Judenstern zu tragen. Was tun in dieser schier aussichtslosen Situation?



Carl Lutz posiert in den Ruinen der ehemaligen Britischen Gesandtschaft in Budapest.
«Archiv für Zeitgeschichte ETH Zürich / Agnes Hirschi / NL Carl Lutz / 272»

Carl Lutz, der wie Frau Rosenberg betont, seinem Herzen folgte und sein Handeln nach moralischen Grundsätzen ausrichtete, liess die Frage nicht mehr los, wie er diesen Menschen helfen könnte. Zunächst mietete er für die Schweizer Botschaft ein Nebenbüro an. Es war die enteignete Firma des jüdischen Glasfabrikanten Arthur Weiss, die unter dem Namen Glashaus Berühmtheit erlangte. Hier fanden 4500 Juden, die mit einer Auswanderung nach Palästina einer Deportation zuvorzukommen suchten, unter prekärsten Verhältnissen Unterschlupf. Doch die schutzsuchenden Menschen wurden immer mehr. Carl Lutz und seinen Mitarbeitern gelang es ab Sommer 1944 insgesamt 72 (!) extraterritoriale «schweizerische» Schutzhäuser zur Verfügung zu stellen, auf denen die Schweizer Fahne wehte. Trotz der Exterritorialität der Gebäude kam es laufend zu Razzien durch die Gestapo und ab Oktober zu Überfällen und Verschleppungen durch die Pfeilkreuzler (ungarische Nationalsozialisten).

Doch worin bestand der Schutz, den Carl Lutz diesen Menschen zu geben vermochte? Der die deutschen Besatzungsbehörden und die faschistische Pfeilkreuzler-Partei daran hinderte, in diese extraterritorialen Häuser einzudringen? Da waren zum einen die Schweizer Kollektivpässe, die er für die Schutzsuchenden – ohne Weisung von oben – auszustellen begann. Gegen Ende des Jahres erhielten diese durch einen entsprechenden Aufdruck sogar den Status von Reisepässen. Und da waren die sogenannten Schutzbriefe, die bestätigen sollten, dass ihre Besitzer in einem schweizerischen Kollektivpass eingetragene waren und so interimistisch bis zu ihrer Ausreise die Schweizer Staatsbürgerschaft innehatten. Durch dieses formaljuristische Taktieren gelang es Carl Lutz, bis zum Kriegsende das Leben von 60 000 Menschen zu retten.

«DIE GESETZE DES LEBENS SIND NUN EINMAL STÄRKER ALS MENSCHLICHE PARAGRAFEN. WENN JEMAND AM ERTRINKEN IST, KANN ICH NICHT AUF DIE BEWILLIGUNG WARTEN, IHN RETTEN ZU DÜRFEN.»

Nach seiner Rückkehr in die Schweiz wurde Carl Lutz' humanitäres Engagement als Kompetenzüberschreitung gerügt. Seine Rehabilitation erfolgte erst 1995 – zwanzig Jahre nach seinem Tod! Frau Rosenberg beendete ihren Vortrag mit der schwierigen Frage an die Schülerinnen und Schüler: Was hätten Sie getan in dieser Situation? Eine Antwort darauf fällt schwer, vielleicht braucht es für solche Taten wirklich Helden – Helden, derer man gedenken sollte!

Language Stay in Perth



VON NOEMI DEBELLIS, H3A

After three weeks of travelling the Kimberly in the north of Western Australia, we arrived in Perth and met my family, who lives there. We stayed at my cousin's house in Bibra Lake, from where I then travelled every day to Perth and back.

On the Saturday before school started, my aunt took me to Perth so that I could familiarise myself with the way to the school. On the map it looked complicated but it turned out to be quite easy to find. Perth is a rather relaxed city; although it was late morning, there wasn't much traffic. People even seem to walk more slowly than in Zurich. (Only the time you get at the pedestrian crossing is about half of what you actually need to cross the street ...)

I arrived early at Navitas, my language school, on Monday morning and had to wait for the reception desk to open. All new students got forms to fill in, pictures were taken for the student card, questions had to be answered. Later on we had to do a placement test, which would put us in the right class. Having met only Australians for the last few weeks, I thought I did quite well. Then we were guided around the school, explained how 'My Study' worked and walked past the neighbourhood, the restaurants and coffee shops as far as the City.

There were twelve students in my class and I was not the youngest, which was surprising. The level of proficiency in my the class was not as high as I had expected. That is why after one week I asked to change class. In the new class I was the youngest student. Every Monday we had to write a test about the last week's topics. Although I hadn't attended the previous week in this class, I got good results. When I mentioned the number of English lessons we had back home, the teacher was highly surprised at my level of proficiency in English.

I did not go to any of the school's events, which used to take place in the late afternoon or evening, as I preferred to stay with my cousin and her husband. I really enjoyed the meals he cooked and the conversations we had in the evening. We laughed a lot, had discussions and watched films together. My cousin works as a radiological assistant at Fiona Stanley Hospital, which is on the way to the train station. And whenever we had to leave the house at the same time, she gave me a lift. So I could sometimes get up later in the morning.

The language stay was a valuable experience. I've improved my English and I was pleased with Navitas, the language school I attended. I would recommend you plan your stay in the hot season, as our summer months, August in my case, can be quite cold and rainy in Perth. And for another time I'd want to stay longer than three weeks. There is plenty to explore around Perth and the beaches are beautiful - and never as crowded as in Europe ...

Einblicke in das Leben am Rande der Gesellschaft

Arbeitswoche der Klasse G3e

VON SELINA BATTAGLIA,
SHARMILA FAKIR, INA LA SERRA

Der erste Teil unserer Arbeitswoche Ethik/Ökologie sollte uns Einblicke in das Leben von Menschen am Rande der Gesellschaft ermöglichen. Dazu hatten unsere Lehrerinnen, Frau Schöpfi und Frau La Serra, ein Programm im Kanton Glarus zusammengestellt.

Am Montag besuchten wir die Glarner Integrationsklasse in Ziegelbrücke. Die Schüler aus über 10 verschiedenen Ländern und Kulturen lernen dort vor allem Deutsch. Sie brachten uns in kleinen Gruppen Brocken ihrer Muttersprachen wie Tibetisch, Farsi, Paschto, Tyringia und Arabisch bei. Einige Sprachen waren besonders schwierig, da man von rechts nach links schreiben musste und die Zeichen nicht kannte. Unsere Überforderung mit diesen Sprachen liess uns erahnen, wie es ist, als Flüchtling hier in der Schweiz anzukommen und oft noch nicht einmal die Schilder lesen zu können. Am Nachmittag erfuhren wir mehr über das Aufnahmeverfahren von Flüchtlingen im Asylzentrum Rain in Ennenda. Jomah, ein afghanischer Junge, erzählte uns sehr berührend, wie er als unbegleiteter Minderjähriger alleine von Afghanistan über den Irak, die Türkei und Griechenland in die Schweiz gekommen war.

Nach einer Übernachtung im Pfadiheim besuchten wir am nächsten Tag die Ausstellung von Porträts ehemaliger Verdingkinder des Keystone-Fotografen Peter Klauzner im Anna Göldi Museum. Eine der Porträtierten, die 85-jährige Lisa Marti aus Glarus, stellte sich für ein Gespräch mit uns zur Verfügung. Zunächst führten Alexander Bitterli und Sélim Niederberger aus unserer Klasse in den Begriff «Verdingung» ein und erklärten kurz die dazugehörige politische Aufarbeitung. Danach erzählte Lisa Marti uns die Geschichte ihrer Kindheit und versetzte den Raum in eine emotionale und andächtige Stille. Kurz zusammengefasst wurde sie im Alter von fünf Jahren aufgrund finanzieller Probleme nach dem Tod des Vaters verdingt. Fast zehn Jahre blieb sie in totaler Abhängigkeit bei den lieblosen Verdingeltern, die sie sofort nach ihrer Konfirmation verliess, um eine heimlich organisierte Arbeitsstelle als Haushaltshilfe im Welschland anzutreten und ihr Schicksal in die eigenen Hände zu nehmen. Das ist es auch, was sie uns zum Abschied mitgab: Egal, wie die Bedingungen sind, wir können alle unser Schicksal in die eigene Hand nehmen. Sie hatte es vom mittellosen Verdingkind zur erfolgreichen Geschäftsfrau in Glarus gebracht. Beeindruckt von ihrem Schicksal traten wir den Heimweg nach Zürich an.



Portrait von Lisa Marti
© KEYSTONE/Peter Klauzner

WORT DES REKTORS

h ♥ Klima

Liebe Leserin,
lieber Leser

VON DANIEL ZAHNO

«Endlich werden die Jugendlichen wieder aktiv!» Unter diesem und ähnlichen Titeln waren in den letzten Wochen und Monaten verschiedene Artikel und Kommentare in den Medien zu lesen und hören. Mit ihrem Engagement haben es die Jugendlichen geschafft, den Klimaschutz wieder auf die politische Agenda zu setzen. Simonetta Sommaruga sagte in der NZZ am Sonntag: «Ich habe volles Verständnis für die Anliegen und die Ungeduld dieser Jugendlichen. Es geht um ihre Zukunft.» Gleichzeitig warb sie aber um Verständnis, dass manches nicht so schnell gehe, weil viele Parteien in die Entscheidungsprozesse miteinzubeziehen seien. Der Titel dieses «Wortes des Rektors» stammt aus einer Diskussion mit Schülerinnen und Schülern unserer Schule. Rund zwei Dutzend Hottinger Jugendliche haben am Klimastreik vom 18. Januar 2019 teilgenommen. Statt diese Streikenden disziplinarisch zu bestrafen, habe ich mich mit ihnen getroffen und über Möglichkeiten für klimafreundlicheres Verhalten der Schule und an der Schule diskutiert. Dabei entstand eine umfangreiche Liste mit Vorschlägen, unter anderem wurden erwähnt: Durchführung eines Forums «Klimawandel» zur besseren Aufklärung der SuS über die Gefahren, Förderung der Digitalisierung d.h. Technik statt Papier, effizientere Händetrockner, striktere Abfalltrennung, Kaffeeautomat mit Zuschlag für Becher, bessere Isolation der Fenster, effizienteres Heizen, Einführung von Präventions- und Umwelttagen, Verzicht auf Fleischprodukte am Pausenkiosk, konsequent doppelseitiges Bedrucken von Papier, Minimierung des Plastikverbrauchs, h-Lunchbox für den Einkauf des Mittagessens im Quartier, Freifach Umwelt, Schülergarten, grünes Hottingen – mehr Pflanzen im Schulhaus. Wir sind daran, die von den SuS vorgeschlagenen Massnahmen zu prüfen und wo möglich umzusetzen. Für das nächste Schuljahr ist zum Beispiel ein Forum zum Thema Klimawandel geplant.

Das Bedürfnis nach Information bei den SuS ist gross. Genau da sind wir als Schule und Lehrpersonen gefordert. Es geht um die Ursachen und Wirkung des Klimawandels, aber auch um die politischen Prozesse. Bereits 2004 haben wir den Akzent «Ethik/Ökologie» eingeführt. Wir haben die Zeichen der Zeit schon früh erkannt und SuS sowie Mitarbeitende für ökologische Themen sensibilisiert. Sicht- und spürbare Massnahmen sind das Ökomöbel zur Abfalltrennung, das seit 11 Jahren bestehende Verbot von Flugreisen für Arbeitswochen und Maturitätsreisen, unser Solardach, eine Ökologiewoche für alle SuS des Gymnasiums oder die anstehende Erneuerung der Heizung mit Erdsonden. Von den Erfahrungen, die wir in diesem Akzent gemacht haben, profitieren alle unsere SuS. Viele Themen und Projekte aus diesem Akzent werden heute in allen Klassen behandelt.



Daniel Zahno, Rektor

Weiter bieten wir unseren SuS Freifächer wie «Model United Nations» oder «Politik in Gegenwart und Zukunft» an. Es geht dabei vor allem um das Verstehen politischer Prozesse. In diesem Zusammenhang haben die Teilnehmer des Freifachs «Model United Nations» unter anderem internationale Jugendsessionen besucht. Im Herbst hat der Nationalrat das CO₂-Gesetz abgelehnt. Nach den Klimastreiks haben verschiedene Politiker Kehrtwenden in Aussicht gestellt, und der Ständerat könnte eine verbesserte Vorlage erarbeiten. Wir wollen die SuS nicht für politische Anliegen instrumentalisieren, sondern ihnen Informationen, Fakten zum Klimawandel und zur Politik vermitteln und sie dazu motivieren, diese selber zu interpretieren und für sich und die Gesellschaft entsprechende Handlungen abzuleiten und sich für ihre Anliegen zu engagieren.

In den Medien ist durch die lauten Proteste der Jugendlichen der Eindruck erweckt worden, erst jetzt seien sie wieder aktiv geworden. In der Schule waren sie aber auch in den letzten, ruhigeren Jahren sehr aktiv. Sie engagierten sich nicht nur im Unterricht, in den Arbeitswochen, auch in vielen Freifächern, in Konzerten, im Sozialeinsatz oder als Miniunternehmer. Diese Engagements werden als Selbstverständlichkeit betrachtet und finden deshalb kaum mediale Beachtung. So haben die Jugendlichen in den letzten Monaten gelernt, was es braucht, um gehört zu werden, und sich schnell und gut organisiert. Hoffen wir, dass sie mit ihrem Engagement Erfolg haben, der auch nach dem Wahljahr anhält.

•

ÖKO-LOGISCH!

Handybatterien

Ohne eine gute Batterie läuft ein Handy nicht. Wie soll man sie laden, sodass sie möglichst lange halten?

VON CHRISTOPH MEIER

Immer häufiger sieht man Schülerinnen und Schüler, die während des Unterrichts ihr Smartphone an einer Steckdose der Schule aufladen. Ich begann mich deshalb zu fragen, wie viel das die Schule kostet, und bin bei meinen Recherchen darauf gestossen, wie Handys richtig aufgeladen werden sollten. In den Smartphones werden heutzutage fast ausschliesslich Lithium-Ionen-Akkumulatoren («Li-Ionen-Akkus») als Energiespeicher verwendet. Akkumulatoren sind, im Gegensatz zu Batterien, wiederaufladbar. In der Umgangssprache werden aber auch Akkumulatoren meist als Batterien bezeichnet. In Batterien und Akkus läuft eine chemische Reaktion ab, die einen Stoff in Ionen und Elektronen zerlegt und so elektrische Energie (d.h. elektrische Spannung) bereitstellt, die dann im Gerät genutzt werden kann. Diese Reaktion kann bei Akkus umgekehrt werden, indem das Ladegerät eine grössere Spannung, als bei der chemischen Reaktion spontan entsteht, an den Akku anlegt.

Das Laden von Li-Ionen-Akkus ist gemäss Herstellerangaben recht effizient: Der Wirkungsgrad liegt bei ca. 90 %, d.h., dass 90 % der ins Gerät fliessenden Energie auch in der Batterie gespeichert werden kann. Allerdings geht bei der Umwandlung von Wechsel- in Gleichstrom im Netzteil sehr viel verloren. Messungen, die ich an vier verschiedenen Geräten meiner Familie durchgeführt habe, ergeben Wirkungsgrade beim Laden von 5.0 ± 2.0 %.

Die untersuchten Geräte haben Akkus mit einer Kapazität von 2880 – 3500 mAh bei einer Spannung von 3.85 V. D.h., die Batterien können ca. 3.1 bis 3.7 kJ Energie speichern. Mit obigem Wirkungsgrad braucht es also 60 bis 75 kJ elektrische Energie «aus der Steckdose» für eine Vollladung. Schnellladegeräte laden einen solchen Akku in ca. 1.5 h auf, wobei eine mittlere elektrische Leistung von 13 W aus der



Steckdose fliesst. Ein Smartphone kann also in einer Lektion etwa halb geladen werden. Wenn ich nun davon ausgehe, dass bei 37 Klassen im Schnitt 4 Schüler pro Klasse ihr Handy während der Lektion aufladen, dann «konsumieren» die Schülerinnen und Schüler bei 7 Lektionen pro Tag täglich 35 MJ elektrische Energie gratis. Bei einem «Strompreis» von 16 Rp./kWh kostet das die Schule ca. Fr. 1.55 pro Tag. Wie soll man nun die Batterie laden, damit sie möglichst lange hält? Die Ladung sollte immer etwa im Bereich von 30 % bis 80 % der Vollladung gehalten werden. Wenn Li-Ionen-Akkus tiefentladen werden, so kann es zu irreparablen Schäden kommen, wodurch die Gefahr besteht, dass der Akku zu brennen beginnt. Wird die Batterie über Nacht aufgeladen, so wird der Akku während der ganzen Nacht immer wieder etwas geladen und entlädt sich dann wieder. Dies beansprucht den Akku recht stark und «ermüdet» ihn. Deshalb sollte man einen Li-Ionen-Akku ab 90 % der Vollladung vom Netz nehmen. Ausserdem «verbrauchen» die Ladegeräte auch Strom, wenn sie am Stromnetz angeschlossen sind, ohne ein Gerät zu laden.

Und wenn man ein Gerät ersetzt? Batterien (und Akkus) sollen zur Wiederaufbereitung in die Batteriesammelstelle gebracht werden. Dort werden einige der Stoffe getrennt und recycelt. Heutige Smartphones können fast nur noch mit Spezialwerkzeug geöffnet werden. Das führt dazu, dass man solche Geräte wegwerfen «muss», wenn der Akku nicht mehr gut ist. Viele Verkaufsstellen bieten aber an, die Batterie zu tauschen.



Christoph Meier, Physiklehrer

AGENDA

April 2019

- 8. Sechseläuten
- 15.–18. Arbeitswoche
- 19. Karfreitag
- 22. Frühlingsferien

Mai 2019

- 6. Unterrichtsbeginn
- 7. Empfang Pensionierte, 16 Uhr
- 17. Präsentationen IDPA H3 und I3, vormittags
- 21. Jahreskonzert Chor und Orchester, Aula, 19.30 Uhr
- 28. Unterrichtsschluss G4/H3/I3
- 29. Beginn Abschlussprüfungen G4/H3/I3
- 30./31. Auffahrtsbrücke

Juni 2019

- 10. Pfingstmontag
- 12. Wirtschaftsfrühstück mit Frau Prof. Dr. Ursula Keller, ETH Zürich
- 14. Homecoming-Day, 18–22 Uhr

Juli 2019

- 4. Abschlussfeier H3/I3, Aula, 17 Uhr
- 5. Berufsmaturitätsfeier H4/I4, Aula, 16 Uhr
- 8.–19. Individueller Sprachaufenthalt G2b, H2 und I2
- 11. Maturitätsfeier, Kirche Neumünster, 17 Uhr
- 15. Sommerferien

August 2019

- 19. Schulbeginn

IMPRESSUM

Redaktionsschluss Nr. 2/2019:
23. August 2019

Redaktion:
Barbara Ingold (b.ingold@ksh.ch),
Sandra Nussbaumer (s.nussbaumer@ksh.ch)

Mitwirkende an dieser Nummer:
Stephan Amstutz, Selina Battaglia, Rufus Butz,
Noemi Debellis, Sharmila Fakir, Lynn Frank,
Simon Haas, Barbara Ingold, Ina La Serra,
Christoph Meier, Sandra Monti, Sandra
Nussbaumer, Verena Stauffacher, Vincent
Strobos, Daniel Zahno

Fotografien:
Simon Haas, Christoph Köstlin (Sony Music
Switzerland), Martin Kraft, KEYSTONE/Peter
Klaunzer, Archiv für Zeitgeschichte ETH Zürich
/ Agnes Hirschi

Gestaltung:
gyselroth™ – Agentur für Brand Identity und
Digital Media,
Simon Haas (BG-Seite)

Druck:
Bühler Druck AG, Schwerzenbach

Im Fettnäpfchen

Zu Besuch im Silicon Valley, Hochburg der Political Correctness

VON BARBARA INGOLD

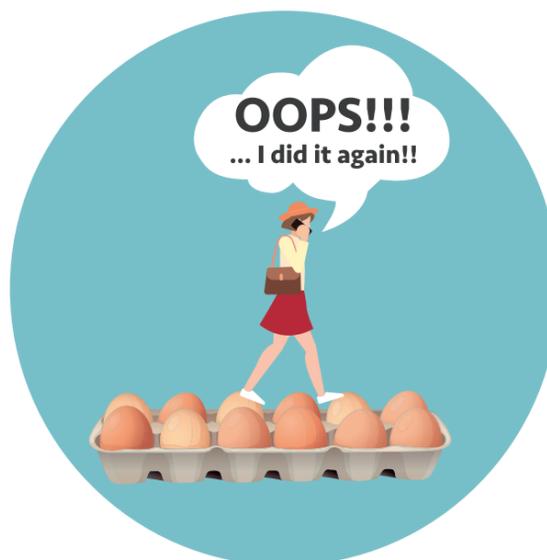
Ich war neulich im Silicon Valley. Eigentlich, um meine IT-Kenntnisse etwas aufzufrischen, doch wurde mein Besuch zu einer unerwarteten Lernerfahrung, denn die Gegend ist eine zweifache PC-Hochburg: Brutstätte des Personal Computers und der Political Correctness zugleich. Da ich mich auch mit Letzterem schwertue, bekam ich von meinen Freunden eben etwas Extra-Nachhilfe wider Willen ...

Beide sind «Googler» und wohnen mit Töchterchen Emma in einer dieser Tech-Städte zwischen San Francisco und San José. Neben den urbanen Villenvierteln nehmen sich die Häuschen der sterilen Wohnviertel von Sunnyvale, Mountain View, Cupertino und Palo Alto eher bescheiden aus. Doch selbst mit der Bausubstanz eines Schrebergartenhäuschens kostet so eine Bleibe schnell über eine Million Dollar. «Kein Wunder, dass manche Leute hier im Wohnwagen leben», folgerte ich und begann damit meinen PC-Fettnäpfchen-Parcours. In einem Wohnwagen zu hausen sei ein «perfectly acceptable way of life». Was als Kommentar zur Wohnungsnot gemeint war, kam als Abwertung Betroffener und damit offensichtlich nicht gut an. Erste Lektion in Political Correctness: Ich hätte meinen Respekt für Wohnwagendomicilierte deutlich artikulieren müssen. Etwa wie die Museumsführerin im Wynchester Mystery House. Ihren Antworten auf jede noch so unverfängliche Frage schob sie stets eine Art Haftungsausschluss vor: «Gibt es hier wirklich Geister?» – «Also, es ist nicht bewiesen, dass Geister nicht existieren, und es ist total okay, an deren Existenz zu glauben. Ich hatte auch schon ...» Das ist zwar umständlich und wirkt etwas unnatürlich, aber Natürlichkeit wird wohl generell überbewertet.

Die nächste Lektion PC folgte beim Frühstück in einer der Fünfsterne-Kantinen im Googleplex. Man wähnt sich im Schlaraffenland: von der veganen Müeslibar über Eierspeisen, salzige Gratins und süsse Aufläufe bis hin zu Gipfeli, Donuts und Pancakes gibt es einfach alles, sogar eine gut besuchte Curry-Theke. «Wie nett, dass Google an all die vielen Inder hier gedacht hat!» – Ooops, I did it again! «Nicht nur und nicht alle Inder essen Curry!», korrigierte mich meine besorgte Freundin. Schon wieder war ich über meine Stereotypen gestolpert, wie bereits am Vorabend, als ich vorschlug, «beim Chinesen» essen zu gehen. «Chinesische Küche» wäre akkurat gewesen, warf meine Formulierung doch die Betreiber des Lokals in eine ethnische Schublade. Und Schubladendenken ist so was von out. Differenzieren ist okay, schliesslich gehört hier ja fast jeder irgendeiner Minderheit an,

und Diversität wird grossgeschrieben. Aber generalisieren geht überhaupt nicht, schon gar nicht aufgrund von Oberflächenmerkmalen wie Hautfarbe, Gesichtszügen oder Geschlecht. Die Prämisse der Gleichwertigkeit aller Menschen aufgrund ihrer angeborenen inneren Werte ist sakrosankt und die Sensibilisierung für Kränkungspotential entsprechend hoch.

Besonders in Grosskonzernen wie Google muss man vorsichtig sein, denn die PC-Sittenpolizei ist streng. Seit neustem sind selbst Komplimente unter Arbeitskollegen nicht nur verpönt, sondern explizit verboten. Das konnte ich freilich nicht wissen und stapfte in den nächsten Fettnapf, als ich einer Freundin meiner Gastgeberin vorgestellt wurde, deren gutgekleidete Erscheinung in diesem Biotop der Schlampigkeit angenehm überraschte. Doch mit meiner Bemerkung «Wow, tolles Kleid! Ist das von Desigual?» hatte ich sie auf ihr Äusseres reduziert, unterschwellig sogar angemacht – ein politisch inkorrekt, me-too-verdächtiger Handkantenschlag! Die Frau quittierte es zum Glück mit einem Lachen: «Vor ein paar Jahren hätte ich auch noch so Sachen gesagt, aber jetzt traue ich mich nicht mehr. Wir schauen uns hier kaum mehr in die Augen, weil das falsch verstanden und rapportiert werden könnte.» Ausserhalb des Arbeitsplatzes sei aber alles wie früher, versicherten mir die beiden. Man müsse einfach gut aufpassen, mit wem man sich wo unterhalte. (Nanu? So ähnlich hatte mir 1986 eine Freundin aus der DDR die Trennung von öffentlichem und privatem Sprachgebrauch erklärt ...) Ich verknipte mir die provokative Frage, weshalb hier so auffallend wenig Frauen arbeiteten und diese wenigen dann eher in Küche und Administration als in der Applikationsentwicklung. Fehltritte werden sanktioniert, bei hinterwäldlerischen Touristen wie mir mit einer Belehrung, Insidern aber blüht die Entlassung – wie neulich jenem Googler, der den Tatbestand weiblicher Untervertretung mit dem Hinweis auf ein geringeres Interesse der Frauen an Technologieberufen erklärte. Orwell lässt grüssen!



Doch weil der Newspeak und politisch korrekte Umgangsformen einem nicht einfach in die Wiege gelegt werden, legen Tech-Eltern grossen Wert auf die Frühsensibilisierung ihrer Kinder. Meine Freunde zum Beispiel fahren ihre zweijährige Tochter jeden Morgen eine ¾-Stunde zur Tagesmutter. Emma soll nicht irgendeinen Kinderhort besuchen, sondern einen ethnisch durchmischten. Die Kleinen kriegen dort auch genderneutrale Spielsachen, den Kindern darf ja keine Geschlechterrolle aufgenötigt werden. Die Genderfrage muss Emma einst selber entscheiden, frei von Erwartungen. Und damit sie das mit der Entscheidungsfreiheit in allen Belangen auch schon mal ein bisschen einüben kann, darf sie beim Abendessen jeweils aus einer Palette an Goodies auswählen: «Willst du Avocado? Banane? Käse? Crackers? Truthahn?» Emmas Antworten erfolgen zwar nach dem Zufallsprinzip – ihre Aufmerksamkeit ist allein auf die Reaktionen der Mutter fixiert – doch diese zieht das Endlosritual trotzdem mit stoischer Gelassenheit durch. Dasselbe Theater beim Ankleiden. Der Imperativ bleibt verbannt, selbst wenn es ans Zähneputzen geht. Da wird dann einfach so lange gefragt, bis endlich die erwünschte Antwort rauskommt, und zack, rein mit der Bürste! Nie fehlt das obligate «Thank you!». Jeder Furz wird verdankt. Kinder erfordern, ähnlich wie die unzähligen Minoritäten mit Opferstatus, einen besonders respektvollen Umgang, und der will konsequent praktiziert sein. (Siehe Lektion eins.)

Emmas Vater zeichnet sich bei Google mitverantwortlich für die Entwicklung personalisierter Werbung, dennoch gibt man sich betont konsumfeindlich, träumt von einer Blockhütte in den Redwoods. Naturverbundenheit gehört in Kalifornien zum guten Ton, denn man ist nicht nur politisch korrekt, sondern auch sehr umweltbewusst, besitzt keine Nespressomaschine, sondern holt sich morgens den Fairtrade-Filterkaffee (mit dem SUV) bei Starbucks, und für Wochenendeinkäufe fährt man nach San José, wo hippe Biofarmer ihre Erzeugnisse feilbieten. Der Parkplatz ist grösser als der Wochenmarkt, dennoch stehen die Geländewagen Schlange. Die Kundschaft packt zur Bekämpfung der Klimaerwärmung das Gemüse geflissentlich in Jutetaschen und Weidenkörbe. Wer es sich leisten kann, fährt einen Tesla. Irgendwo muss man ja ein Zeichen setzen. Und natürlich soll auch Emma im rechten Spirit aufwachsen und steht schon auf der langen Warteliste der örtlichen Waldorfschule. Nicht dass die Eltern mit Anthroposophie etwas am Hut hätten, doch sind Steiner-Schulen die einzigen, die in dieser technikaffinen Umwelt ein technologiefreies Umfeld bieten, in welchem die Kinder optimal geschützt sind vor den digitalen Versuchungen aus den Büros ihrer Väter.

Die Liste eklatanter Widersprüche liesse sich noch erweitern, doch da niemand daran Anstoss zu nehmen schien, hütete ich mich, mein Unbehagen zu thematisieren. Ich hatte inzwischen meine Lektion in Political Correctness gelernt und wusste: Nicht alle Kalifornier, geschweige denn Amerikaner, denken, sprechen und handeln wie oben skizziert. Man muss da differenzieren, darf aus Einzelbeobachtungen keine verallgemeinernden Schlüsse ziehen und ja keine Stereotypen bedienen. Und ihnen allen gebührt Respekt, denn jeder Lebensentwurf, jede Veranlagung, jeder Mensch ist prinzipiell gleichwertig. Wirklich jeder? Nein. Für einen scheint das PC-Sittengesetz nicht zu greifen: Trump. Denn Donald ist böse! Auch das gehört zum totalitären kalifornischen Glaubensbekenntnis.